

Princeton University Library



32101 066462548

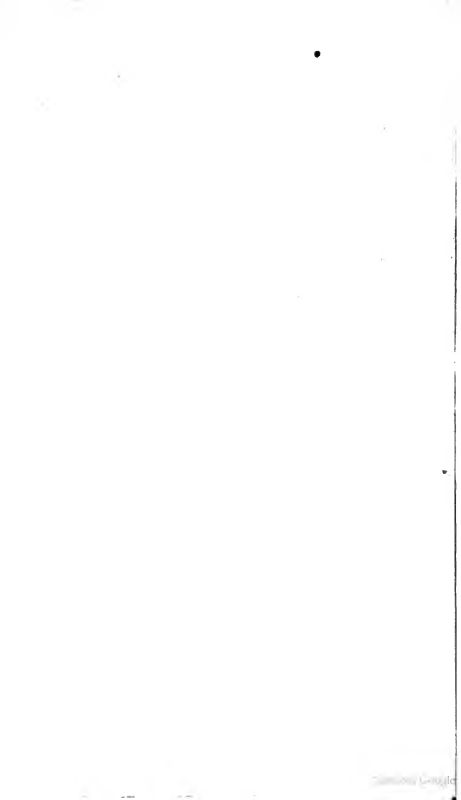
53
8
7

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Der Eine und die Welt

Legenden von Weisheit, Wanderung,
Nacht und Glück

von

Karl Röttger

I * 9 * I * 7

Georg Müller Verlag München



Karl Röttger / Der Eine und die Welt

Der Eine und die Welt

Legenden von Weisheit, Wanderung,
Nacht und Glück

von

Karl Röttger
''

I * 9 * I * 7

Georg Müller Verlag München

Copyright 1916 by Georg Müller in München

Jesus als Kind

* I *

(RECAP)

3483

328

327

554816

Da Jesus ein Kind war, saß er wohl auf der Schwelle des Hauses an den schönen Frühling- und Sommertagen, und Maria ging derweil ab und zu und schaffte im Hause oder im Garten; sprach mit Josef, dem Zimmermann, über den Baun, der den Zimmerplatz umschloß, lächelte ihn an oder lächelte vor sich hin, in das Licht, und ihr goldenes Haar glänzte in der Sonne; ihr blaues Gewand aber leuchtete, und sie sprach wohl auf ihr Kind nieder und streichelte ihm das Haar im Vorbeigehen. Sie sprach: Eia, Kindlein, freust du dich so — und das Kind tauchte dann wohl einen Augenblick sein Gesicht in ihr langfließendes Gewand. Und es sprach, noch ein wenig lallend, denn es war erst zwei Jahre alt: — Ja, ich lache, weil so schön Licht ist vom Himmel. Oder: Weil so viel Vögel tanzen in der Luft. Oder: Weil so viel Grün ist und Blumen.

Es konnte auch sein, daß Josef, wenn er abends müde nach Haus gekommen war und gegessen hatte, Jesus-Kind ein wenig auf die Knie nahm und Maria stand abseits und dachte: es ist ein lieber Mann mit einem goldenen Herzen; es ist aber auch ein schönes Kind . . . Aber sie sagte nichts.

Josef aber sprach zu ihm also: Was hat unser Kind am Tage geschafft? Wovon ist es so müde?

Und es antwortete: Bin ich denn müde?

Und es war schön anzuschauen, wie ewige Jugend . . . und lieb, daß man sein gutes Herz in den Augen zu sehen meinte.

Josef aber wußte das alles wohl und dachte, mit einem treuen Blick auf die Mutter: Wie könnte sie anders, denn schöne Kinder haben — so schön ist sie . . . Auch wußte Josef wohl: Wie kleine Kinder, von einem oder zweien Jahren, oft einen schreckhaft alten Blick haben können und ihre Züge manchmal greisenhaft erscheinen. Jesus aber war wie ewige Jugend anzusehen.

Er fragte noch einmal: Was tat unser Kindlein den ganzen Tag?

Blumen besehen . . .

Und?

Licht besehen . . .

Und?

Händchen in warmen Sand tun.

Und?

Wiel lachen, weil alles schön ist, und der Himmel ganz blau.

Da hat's Kindlein viel getan den Tag, sagte Josef, ist nun müde, wie schläft es denn nun?

So! machte Jesus, und er zeigte, wie er die Hand an die Wange legte, als schliefe er.

Eia, sieh, wie schön das Kind zu schlafen weiß, sagte Josef zur Maria, aber so, daß Jesus es auch hören sollte, da er, mit geschlossenen Augen, die Hand an der Wange, auf Josefs Arm lehnte.

Wenn er schläft, so trage ihn gleich hinüber, er ist müde, sagte Maria und lächelte wie ein Schalk und zwinkerte Josef mit den Augen. Der stand auf: Jesus rührte sich nicht, er lächelte nur so, als wollte er sagen: wenn ich will, mache ich jeden Augenblick die Augen auf und bin wieder da; denn er hielt das für ein Spiel. So stand Josef mit ihm auf und trug ihn in die Kammer. Und da, als er ihn in das Bett legte, schlief er schon fest und wachte nicht mehr auf. Josef zog die Kammertür leise hinter sich zu und trat lächelnd zur Maria in die Stube zurück.

★

Danach, als Jesus schon wieder älter geworden war, stand er an einem Nachmittage am Saun, der gegen die Straße stand und sah hindurch. Knaben und Mädchen sahen herein. Und sie sahen

sich an und sagten nichts. Jesus sah von einem Kinde zum andern und sah jedem in die Augen.

Bis ein Mädchen drüben sagte: Das ist Jesus, Josef-Zimmermanns Sohn . . .

Da nickten die andern.

Indem trat Maria herzu, die hinter dem Busch wartete, was da werden wolle. Sie trat herzu und sprach zu ihm: Sieh, Kind, da sind auch Kinder, Samuelis und der Magdalena Tochter und Sohn, zwei Geschwister, und da des Judas kleines Mädchen und des Ephraim Tochter. Kommt herein, Kinder, und spielt mit meinem Kind; es wird sich freuen.

Hier sah Jesus groß zu ihr auf, und da er sie lächeln sah, lächelte er auch.

Und die Kinder kamen herein.

Maria sprach weiter: Seht, da ist ein Grasbeet, da mögt ihr spielen. Ich gehe nun in die Beete, um zu säen.

So spielten die Kinder, und es war Friede und Sonnenschein und Frühlingslicht bei ihnen.

Einmal auch kam Maria zurück mit rotem, heißem Gesicht, um einen Trunk zu tun aus dem Krug und sah den Kindern zu.

Mögt ihr essen? sagte sie dann. Und da sahen

die Kinder sie an und schwiegen. Jesus sprach: Ich glaube, sie mögen schon, und da trat sie an den Feigenbaum und pflückte und gab ihnen zu essen.

★

Von dem Tage an spielte Jesus oft mit den Kindern, und er war nicht mehr so viel allein. Maria sah das gern, denn wenn sie auch wußte: in seiner Einsamkeit denkt Jesus Schönes und Gutes, so dachte sie doch auch: Es wird ihm gut sein, unter Kinder zu kommen und Gemeinschaft zu haben, auf daß er vielleicht nicht allzusehr ein Träumer werde.

Nun geschah es an einem Tage, daß die Kinder (es waren noch etliche dazu gekommen) hinaus gingen auf das Feld, um da zu spielen. Sie spielten aber ein Spiel, das war dies: Sie wollten alle Lilien suchen, und wer nach einer Weile die meisten habe, der solle König sein und solle die Kinder anführen, in die Stadt führen, da wollten sie jedes die Blumen der Mutter geben, daß sie sie in einen Krug setze.

Und sie gingen suchen und fanden auch. Und immer, wenn jedes etliche gefunden hatte, ging es an den Weg zurück und legte sie da in den Grassaum; und jedes Kind hatte da seinen Platz.

Es war aber ein Knabe da, der nahm von den gepflückten, und suchte selber nicht und sagte: Ich habe so viel gefunden.

Wo denn? fragte eins. Ich sehe dich nicht suchen.

Das ist mein Geheimnis, sagte der Knabe.

Ein anderer aber sah sein Geheimnis und schrie: Er betrügt uns. Zeigte mit der Hand: er nimmt von unsern Blumen, die wir dorthin legen, anstatt selber zu suchen.

Der andere lachte. Brauche ich eure Blumen? sprach er, kann ich nicht selber suchen? Und schaute frech her . . .

Der erste sprach: Es ist schon richtig, du hast nicht gesucht und hast doch Blumen. Die sind von unsern.

Da nun der Beschuldigte sah, er würde überführt, gedachte er der Güte und Liebe Jesu, die er oft schon gefühlt hatte und sprach sanft zu ihm: Zeuge du für mich, dir glauben sie. Sieh, sie schelten mich Betrüger . . .

Jesus schwieg erst, er sah fragend und groß her. Er sann. Danach sprach er traurig und ernst: Hättest du mich lieber nicht gefragt — — Die andern sagen wahr . . . Hättest du mich nicht gefragt,

hätte ich, vielleicht, schweigen können. Da ergrimte der Schalk, wurde rot im Gesicht vor Wut und ging.

Da schwiegen alle. Und Jesus ging ihm nach und sprach hinter ihm: Sieh, Markus, dir zu Gefallen lügen, das geht nicht; aber solltest du nun im Zorn gehen? Und nicht vielmehr den Kindern ihre Blumen geben, auf daß ich dann zu ihnen sage: Seht, Markus ist doch guten Herzens, wir wollen ihm suchen helfen? So werden alle meinen Worten folgen, und du wirst mehr Blumen haben, denn wir alle. —

Er aber schüttelte das Haupt, machte eine Faust gegen Jesus und ging.

Noch einmal sprach Jesus zu ihm. Da hob er einen Stein vom Weg auf, warf ihn nach Jesus, der aber fing den Stein mit der Hand auf, legte ihn sanft zur Erde. Und ging zurück zu den andern. —

★

Alle schwiegen und gingen mit ihren Blumen heim . . . Still, ohne einen König gewählt zu haben. Die Freude war vom Spiel genommen. Auch Jesus ging heim. Er setzte sich auf die Schwelle und legte die Blumen neben sich.

Maria war nicht drinnen im Haus, sondern auf dem Feld. Als sie heimkam, saß er noch, traurig, mit großen Augen. Sie sprach: Was ist dir, Sohn? Warum blickst du traurig?

Er sagte: Weil die Menschen noch nicht alle gut sind, Mutter. Nicht gut sind, wie Gott im Himmel.

Die Mutter sprach: Weißt du schon davon?

Er sprach: Ich spielte mit den Kindern —

Sie sprach: Ich weiß es schon — Kind, das kam mir auch . . . einst, als ich Kind war. — Und nun du es erfahren hast, sitzt du traurig da? Und sie streichelte ihn. — Sieh, Sohn, du sagst es, alle sind noch nicht gut, aber vielleicht — einige.

Ja? fragte Jesus. Einige?

Ich hoffe, Sohn.

Da sagte er und seine Augen bekamen Glanz: Ja, du, liebste Mutter, und der Vater und — und —

Und zum Beispiel das kleine zweijährige Mädchen, das dir neulich die Blümchen durch den Saun reichete.

Ja, das auch, sagte Jesus, und vielleicht sonst noch einige.

Also flehst du —

★

Jesu Herz war aber noch sehr zart und weich — fast nur zart und weich und mitfühlend und mitleidend. Später, da er schon Mann war, war es auch zart und weich, aber da hatte er noch etwas hinzugewonnen: den großen, gütigen Ernst und die Kraft, ohne die kein Mensch leben kann.

Darum litt Jesus als Kind. Denn dies war nicht der einzige Schmerz, den Jesus erlebte. Es folgten viele noch, und manche sind erzählt in Legenden von ihm.

So kam es, daß Jesus, nachdem er lange Zeit mit den Kindern gespielt hatte, sich wieder allmählich seiner Einsamkeit besann und in sie zurückkehrte . . . Nur daß er manchmal noch mit einem, dem oder jenem, umging — mit solchen, in deren Herzen er eine Güte fand.

Und hier beginnt abermals ein neuer Abschnitt des Wachstums Jesu, von dem es heißt: er nahm zu an Alter und Weisheit.

Maria sah wohl, daß Jesus wieder einsamer wurde. Sah es und verstand es und wußte: solchen guten, zarten Herzen ist solches notwendig. Gott, der Vater, wird ihm dennoch die Kraft geben, das Leben zu tragen und zu leben.

So war nun sie wieder ganz besonders fein ver-

trauter Umgang und daneben auch die jüngeren Geschwister, die in den Jahren, da Jesus solches erlebte, gekommen waren, wie Träume oder wie kleine Engel — — : auf einmal waren sie dagesewen.

Manchmal auch ging er nun schon auf den Zimmerplatz, redete mit dem Vater Josef und ließ sich unterweisen in allen Zimmermannsarbeiten — zu einer Zeit, da andere Kinder noch draußen sorglos spielten.

Er stand an den Morgen und Abenden manchmal und sah die unendliche Bläue des Himmels, sah der Sterne Heer gleiten aus dem tiefen Dunkel und träumte in einsamen Stunden den Traum Gottes: daß er, Gott, darauf warte, daß die Menschen ihm Raum machten auf der Erde, in den Herzen . . .

Jesus als Kind

* II *

Es war aber Jesus die Einsamkeit schon umgetan wie ein Kleid, von allem Anfang an.

Die Stadt lag auf dem Hügel und sah nach zwei Seiten in die Ebene hinaus: gen Norden und gen Süden. Am Ausgang des Ortes, das letzte Haus der Straße wars, da wohnten sie. Und dahinter fingen gleich die Gärten an, und dann kam der Wald. Und es war ein Zimmerplatz hinter dem Haus, wo Joseph Balken behaute, Latten sägte, Tische hobelte und Särge zimmerte. Und es war ein Rasenplatz vor dem Hause, wo Maria Wäsche legte und bleichte und wo Jesus oft seine Tage und die Morgen und die Abende verträumte und versann. Und es war eine Wiese neben dem Hause mit einer Hecke davor . . .

Und es geschah an einem Frühlingstag, daß sie bei der Morgenmahlzeit saßen: Joseph, Maria, Jesus und der kleine dreijährige Jakobus. Sie saßen aber so am Tisch, daß Jesus beim Essen nach draußen sehen mußte, aus dem Fenster; Joseph saß ihm gegenüber, Maria saß zur Seite, neben sich auf einem Böckchen den kleinen Jakob. Und so aßen sie Suppe und Brot. Da kam ein Schmetterling hereingeflogen und schwankte in

zitterigem Flug um den Tisch und über den Häupten der Sitzenden hin. Da legte Jesus seinen Löffel und das Brot hin, lächelte, reckte die rechte Hand über den Tisch, schräg in die Luft, und saß so als ein Entrückter und lächelte . . . Es mochte aber der Schmetterling meinen, es sei die kleine rote Kinderhand eine Purpurblüte und dufte; und vielleicht mochte es sogar sein, daß aus seinem heiligen Blut ein feiner Duft aufstieg (nur einem zierlichen Wesen vernehmbar); — der Schmetterling setzte sich auf die Hand.

Da stand Jesus auf. — Feierlich, wie ein alter Mann, der etwas Großes vorhat, ging er mit vorgestreckten Händen nach draußen, über den Rasen hinweg . . . Sein Vater hatte sich umgewandt, und auch Maria sah zur Seite ihm nach. Als er immer weiter ging, rief ihn sein Vater: Jesus! Da legte ihm Maria die Hand auf den Arm und bat ihn stumm mit den Augen: Laß ihn! Und so schwieg der Vater.

Jesus aber hatte es doch gehört und war erschrocken. Und seine Hand hatte einen Augenblick gezußt, und der Schmetterling war fortgeflogen. Nun kehrte er zurück mit herabhängenden Armen, ohne Lächeln; kam aber nicht ins Haus, sondern setzte sich vor dem Hause ins Gras.

Er saß aber oft da. Er sann; niemand wußte, was; denn es war im Hause so, daß selten einer von seiner Seele sprach. Und sie alle hatten sich daran gewöhnt, daß er viel allein saß und dann mit niemand sprach. Denn sie wußten, er meinte es nicht böse.

An den schlimmen Herbst- und Wintertagen aber saß er im Hause in der Stube. Da war eine Ecke, ein Winkel zwischen Schrank und Hinterwand, da saß er oft. Das Leben im Hause ging oft, als sei er gar nicht da. Dennoch war er da — und sah alles Geschehn aus seiner Verborgeneheit. Und da konnte es wohl geschehn, daß er mal aufstand aus seinem Vergessensein, aus seinem einsamen Denken, aus seiner Verborgeneheit aufstand, und daß er dann unter sie trat oder an ihnen vorbeiging; so daß sie einen Augenblick fast erschrocken waren, als wäre ganz plötzlich ein Fremder zwischen ihnen.

Denn nichts ist einfacher, klarer und begreiflicher, als daß Jesus von allem Anfang an und seine ganze Kindheit hindurch schon war, was er immer war, der Sohn des einigen Gottes, nur daß es, je kleiner er war, je weniger offenbar war. Und was wäre also auch klarer, als daß er als ein

solcher von den andern ein ganz klein wenig abge-sondert war; nicht, weil er das so wollte, sondern weil es so sein mußte. Er war ein Kind wie andere Kinder, er spielte mit ihnen, er freute sich wie sie der Schmetterlinge und Blumen (nur vielleicht noch tiefer und frömmere), er liebte seine Mutter; aber er war dennoch ein anderer, als Kinder sonst sind; wenn er mit den Spielkameraden sprach, hatte seine Stimme einen andern Klang noch als ihre Stimme.

Sie machten Späße — er aber war heiter.

Sie trieben wohl Spott mit dem oder jenem — dann ging er beiseite.

Sein Vater sah ihn manchmal an, groß, erstaunt; schwieg aber. Jesus fühlte wohl den Blick auf sich ruhen und wandte sich ab, als bedrückte es ihn, wenn einer an ihn dachte. Doch war seine Mutter Maria da, in deren Arme er sich gern schmiegte... Und ihr Herz war seinem Herzen nahe; das wußte und fühlte er, und es war ihm kein Zweifel.

Nun geschah es im Frühling, daß Maria in den Beeten war und jätete; und zog aus das Unkraut, daß es die Früchte nicht überwuchere; und es waren dabei auch Blumen mancher Art, die aber doch müssen zum Unkraut gelten, damit sie das

Wachstum der Früchte nicht hindern: roter, wilder Mohn und Hahnenfuß, wilde Stiefmütterchen und einzelne Anemonen. Jesus kam hinzu, saß auch mit nieder und half ihr; ob er gleich noch jung war und schwache Hände hatte. Und sie schütteten alles Aufgerupfte auf einen Haufen. Den wollten sie dann zuletzt fortwerfen auf einen Haufen hinter dem Haus. — Indem sie aber nun schon lange rausten, kam Jesus der Gedanke, daß manche der Kraute doch hübsche Blüten trügen, und es tat ihm leid, daß sie nun welken mußten und sterben. Und er stand auf, ging hin und nahm ganz heimlich einen ganzen Arm voll des Krautes, das doch im Garten nicht nütze war, und trug es hinweg, auf die Wiese, darum die Hecke war; ersah sich dort einen Streifen Landes am Zaun entlang wo kein Gras stand, schaufelte es um und pflanzte dort die Pflanzen ein: Mohn und Anemone und wilde Stiefmütterchen und Hahnenfuß. Holte auch noch in einem Siebkännchen Wasser und goß es darauf und dachte: vielleicht werden sie wachsen, hier schaden sie niemand.

Es hatten aber Kinder sein Tun gesehn; hatten heimlich, leise, hinter der Hecke gestanden und hatten darüber gelacht. Pst, sagten sie zu einander:

Jesus pflanzt Unkraut, ein kluger Gärtner ist er. Sollen wir ihn verspotten? Nein, sagte einer, ich weiß etwas Besseres; wir wollen zu seiner Mutter gehn, die im Garten sich quält, das Unkraut auszurupfen, das Jesus wieder einpflanzt; wir wollen ihr sagen: Jesus pflanzt, was Ihr sätet. — So gingen sie hin und sagten es ihr. Maria aber sah auf von ihrer Arbeit, sah alle Kinder nacheinander an und sprach: Also dazu seid ihr gekommen, mir das anzufagen; und meint wohl gar, ihr hättet eine rechte Untat mir überbracht, die Jesus tat. So will ich euch nun sagen: es ist wohlgetan, was mein Sohn tat; und daß ihr schadenfrohe Angeber seid, da ihr zu mir kommt, mir das zu sagen. Und wer unter euch ist, der vermag, sich zu schämen, der gehe und denke nach: warum es wohlgetan ist, was mein Sohn tat.

Da gingen die Kinder mit gesenkten Gesichtern fort und schwiegen.

* * *

Und es war an einem Herbsttag, daß Jesus hinausging; auf den Hügel, darauf die Stadt lag, und von dem sie hinausieht in die Ebenen: gen Norden und gen Süden. Und er sah, es wurden die Blätter gelb an den Eichen und Birken; und

fiel ihm bei, daß es nun Herbst sei und daß der Winter nicht ferne sei mit vielem Regen und daß dann trübe Tage sein würden, wo er in der Stube sitzen müsse, und daß dann die Sonne oft fehlen werde. In diesem Gedanken blieb er eine Weile stehen; dann bückte er sich und fing an, die goldensten und schönsten Blätter aufzuheben; er sprach dabei: Wie sind sie schön; sie leuchten ja wie die Sonne. Man soll sie mit nach Hause nehmen für die trüben Tage; da hat man die Sonne und Farben drinnen in dunkler Stube. So tat er, sammelte ein Häuflein, band sie lose in ein Tuch und trug sie heim. Suchte im Haus eine leere Lade und tat sie hinein. Ging abermals fort und holte ein ander Tuch voll. Und so zum drittenmal. Und da er zum dritten Male heimkehrte, lag der kleine Jakobus auf der Hauschwelle und fragte: Jesus, was trägst du da? Jesus blieb stehen und lachte ihn an und sprach: Etwas sehr Schönes. Laß sehen, sprach Jakobus. Jesus sprach: Verrate es nicht den andern, sag es auch nicht zur Mutter oder zum Vater: Sieh her, es ist lauter Sonne, die ich mitbringe . . . Jakobus griff hinein und sagte: Ach, dürre Blätter. — Sieh nur erst hin, sprach Jesus. Und Jakobus sah hin und sah: sie waren sehr schön.

Ei, du hast recht, sprach er; sie sind sehr schön und leuchten wahrhaftig wie die Sonne. — Die wollen wir bewahren, daß wir in den trüben Tagen damit spielen und Sonne haben im Haus. — Und er trug sie hinein.

Jakobus aber konnte sich nicht enthalten, an einem Tage zu Maria zu sagen: Jesus hat Sonne ins Haus geholt für die trüben Tage, daß wir damit spielen. Maria verstand ihn nicht und fragte: Was meinst du? Da zeigte er ihr die Lade, und da Maria sie aufzog, lagen lauter dürre Blätter darin. — Da stand sie davor und sah, sie waren alle sehr schön, und der Blick ging ihr auf, und sie mußte lächeln, und sie sprach bei sich selber: auch das ist wohlgetan. Dann sprach sie laut zu ihrem Kinde: Sag es niemand, mein Sohn, ich bitt dich darum, auf daß Jesus sich nicht schäme. Sieh, es sind wohl schöne Blätter alle; bunt von Farbe und leuchtend. Wohl, du darfst mit Jesus damit spielen, wenn die trüben Tage kommen und wenig Sonne im Land ist.

* * *

Jesus aber hatte in seiner Einsamkeit eine herbe Scheu vor denen, die um ihn waren; — vor sei-

nem Vater und seinen Brüdern. Denn schon wuchs sein Herz, das so groß werden sollte (nach Gottes Rathschluß), daß es alle Welt umspanne . . . Und also mußte ihm allmählich alles Ferne und Fremde im Leben und in der Welt um ihn so nahe kommen, wie seine Angehörigen waren . . . Doch liebte er seinen Vater und seine Brüder darum nicht weniger; nur daß er eben — scheu war und wohl manchmal ungeschickt war, seine Liebe zu zeigen . . .

Jesus ging eines Tages hinaus auf das Feld und band einen Strauß von Gräsern und Blumen und kam heim und stellte den Strauß in einen Napf mit Wasser und trug ihn in die Schlafstube und stellte ihn zu Häupten des Lagers von seinem Vater; und niemand sah es. Es war aber das Wochenfest, und Jesus dachte, der Vater wird sich freuen, wenn er es sieht. — Aber der Vater, der an den Tagen frühe aufstand und abends spät schlafen ging, sah den Strauß nicht, und das währte ein paar Tage, und das Fest war schon vorbei. Jesus aber trat jeden Tag in die Schlafstube, wenn niemand das sah, und sah nach dem Strauß und sah, er fing an, schon welk zu werden; und da nahm er ihn und tat neues Wasser in das Gefäß.

Danach stellte er ihn wieder hin. Und als er das an einem Tage wieder tat, sah es seine Mutter Maria, die leise hinter ihm stand; ging leise zurück und trat zu Joseph in den Hof und sprach zu ihm: Unser Sohn hat dir einen Strauß zum Kopfende deines Lagers gestellt; und wir haben dessen nicht geachtet; nun gibt er dem Strauß neues Wasser, daß er dauern möge, bis wir ihn sehen. — Da hielt Joseph inne mit der Arbeit und sprach: Schön, daß du es mir sagst. Daran sehn wir, daß seine Liebe noch bei uns ist — wie tief er sich auch manchmal verschließt in seiner eigenen Seele — oder mit den Sinnen uns entweicht in die blaue Ferne.

Und am Abend trat er zu seinem Sohn in der Dämmerung, als der an die Hauswand gelehnt saß, und sprach leise zu ihm: Der Strauß, mein Sohn, der in der Kammer steht, ist wohl schön; wie schön wird er gewesen sein, als er noch frisch und duftend war; es tut mir leid, daß ich ihn nicht früher sah. — Jesus hatte bei den Worten des Vaters das Gesicht in die Hände gelegt; so sah der Vater nicht, wie er rot war im Gesicht und sich seiner Freude fast schämte; auch war die Dämmerung da, daß es der Vater vielleicht auch ohne die Hände nicht gesehen hätte.

Als Jesus noch schwieg, fragte er nach einer Weile und legte ihm die Hand auf den Kopf: Du bist so still. Zürnst du? Da sagte Jesus; Nein — das nicht. Wenn es dir Freude macht, will ich dir vielmal Sträuße holen vom Feld. — Darauf schwiegen sie beide.

Von der Erkenntnis Gottes

Jesus kam in die Schule an einem Tage der Woche, in der Sommerzeit, nach der Weizenernte und setzte sich auf einen Stuhl und sprach zu dem Meister der Schule: Gib mir von den heiligen Büchern, daß ich lese.

Und der Meister ging herzu und reichte ihm die Bücher, darin geschrieben steht von den Thaten des Judas Maccabäus und seiner Brüder und von den Leiden der Juden, die sie erduldet hatten zu den Zeiten Antiochi und anderer Fürsten und Feldherren.

Jesus war aber damals noch ein junger Mann und lehrte noch nicht, und tat Arbeit in seines Vaters Hause und auf seines Vaters Acker. Und er saß und las; vom ersten Kapitel an. Er kam aber oft in die Schule und kannte viele der heiligen Bücher und redete viel mit dem Meister der Schule über die Bücher und was sie lehren möchten dem, der hören wolle, und wie das alles wohl möchte zu verstehen sein, das da geschrieben stand.

Und da Jesus eine Weile gelesen hatte, hob er den Kopf und wiegte ihn leise hin und her, als wie in großem Staunen und danach las er wieder. . . . Und er kam an das sechste Kapitel des ersten Buches und las da: „Und Judas zog gegen sie in

seiner Ordnung, sich zu wehren und schlug sechshundert tot aus des Königs Heer. Und einer, genannt Eleasar, der Sohn Sauras, merkte einen Elefanten, der war höher und besser gerüstet, denn die andern, und dachte, der König wäre darauf. Und wagte sich, daß er das Volk errettete und einen ewigen Namen erlangete, lief mit großer Kühnheit hinzu, drang durch die Feinde und tötete ihrer viele auf beiden Seiten. Und machte sich unter den Elefanten und stach ihn, daß der Elefant umfiel, auf ihn und starb, und schlug ihn auch tot . . .“

Und Jesus sah auf und atmete tief und las weiter. Und kam an das siebente Kapitel und las darin. — „Und am dreizehnten Tage des Monats Adar taten sie eine Schlacht miteinander und Nikanor kam zum allerersten um. Und da sein Heer solches sahe, warfen sie die Waffen von sich und flohen. Aber Judas jagte ihnen nach eine Tagesreise, von Adasar bis gen Gaza, und lies trompeten, daß alles Volk aus allen Flecken umher aus dem Lande heraus zu ihm lief und hülfe die Feinde schlagen und kamen zu Judas und hielten sich wieder zu ihm. Also ward das Heer Nikanors geschlagen und kam niemand davon. Und Judas plün-

berte sie und führte den Raub mit sich weg. Dem Nikanor aber ließ er den Kopf abhauen und die rechte Hand, die er zum Eid ausgereckt hatte, da er lästerte und dem Heiligtum drohete; und ließ beide, Kopf und Hand, mitführen und zu Jerusalem aufhängen . . ." Und als er das erste Buch der Maccabäer gelesen hatte, schwieg er und nahm danach das zweite Buch vor und las es auch. — Er las von der Beständigkeit der sieben Brüder und ihrer Mutter, welche sieben Kinder sterben sah und rettete nicht das jüngste, obgleich es der König ihr sagte, und starb nach ihren Kindern auf der Marter, darum, daß sie die Gebote hielten des Mannes Gottes, Mose. Und kam an das zehnte Kapitel, welches die unterschiedlichsten Siege des Judas berichtet, kam an die Stelle, da Judas zog gegen Edom und es vernichtete. „Da machte sich Maccabäus und sein Haufe zusammen, und beteten, daß ihnen Gott wolle beistehen, und fielen den Edomitern in die festen Flecken, und eroberten sie mit Gewalt, und erwürgeten alles, was sich auf den Mauern zur Gegenwehr stellte, und was sie sonst ankamen, bis in die zwanzigtausend. Es entrannen ihnen aber auf zween starke Türme bei neuntausend, die sich wider den Sturm gerüstet

hatten. Da verordnete Maccabäus den Simon, Joseph und Sachäus und ließ ihnen so viele Leute, daß sie stark genug waren zum Sturm; er aber zog fort vor andere Städte. Aber der Haufe bei Simon ließ sich die, so auf dem Turm waren, mit Gelde bewegen, und nahmen fünfunddreißigtausend Gulden von ihnen und ließen sie davon kommen. Da es nun Maccabäus erfuhr, brachte er die Hauptleute zusammen und klagte sie an, daß sie ihre Brüder ums Geld verkauft und die Feinde davon hätten kommen lassen und ließ sie töten als Verräter und stürmte alsbald die zween Türme. Und es glückte ihm und erwürgete in den zwei Festungen mehr denn zwanzigtausend Mann.“

Und da Jesus die Bücher gelesen hatte, legte er sie vor sich auf den Tisch und stützte das Gesicht in die Hände und sagte nichts.

Da trat der Meister der Schule zu ihm und sprach: Bewegt es dich so?

Und Jesus hob sein Angesicht und sagte: Ja.

Siehe, es sind die heiligen Bücher, die uns alles solches übermitteln. Die Bücher der Chronika, die Bücher der Könige und all die anderen. Aber wunderbar ist in ihnen gemischt das Heilige und die Greuel.

3 Der Eine und die Welt

Der Meister der Schule schwieg. Jesus sprach weiter: Siehe da, Gott ist gut; Gott ist Liebe – was nun ist in den Menschen, das die Menschen schlachtet ärger, denn das Vieh?

Der Meister der Schule sprach: Daran erkennet man den Menschen und daran weiß man, ob Gott mit ihm, ob er nämlich in einer gerechten Sache kämpft oder nicht. Mose führte Israel aus Agypten, und Gott ersäufete die Agypter im Meer. Josua führte Israel nach Kanaan, und sie töteten, die das Land inne hatten und vertrieben die andern. David tötete den Philister, dessen Lästermaul noch größer war, denn er selber, aber er schonete den Gesalbten des Herrn, seinen König Saul, ob er gleich in seine Hand gegeben war und Saul ihm nachstellte, daß er ihn töte.

Jesus sprach: Du hast recht. Und doch –: wo ist die Gerechtigkeit des Menschen gegen das Lebendige, wenn er zu töten vermag?

Der Meister der Schule sprach: Wir wissen, daß die Gerechtigkeit nicht immer gehalten wird von den Menschen. Es ist viel Ungerechtigkeit. Gott aber steht außerhalb all dessen, außerhalb der Gerechtigkeit wie der Ungerechtigkeit. Bei Gott ist eine andere Gerechtigkeit, die wir noch nicht verstehen.

Jesus sah auf und sprach: Du hast recht. Das ist es.

Aber nach einer Weile sprach er: Dennoch —, die Welt ist Gottes, sie ist aus seinen Händen und aus seinem göttlichen Herzen hervorgegangen; wie können da Menschen so des Gottes vergessen sein, daß sie ein Volk wider das andere ziehn, um es auszurotten und töten sich gegenseitig?

Der Meister der Schule sprach: Herr! Wie sollte ein Volk das andere nicht töten, das ihm an sein Leben will! — Wenn du von hier nach Jerusalem zögest, allein, und ein Räuber tritt dich an; wirfst du nicht ihm gegenüber treten und lieber ihn töten, den schädlichen Menschen, als daß du dich töten lässest?

Jesus sprach: Das eben weiß ich nicht. Aber ich glaube fast: Nein! — Aber verstehe wohl, ob er mich zu töten vermöchte, das steht in der Hand Gottes. Würde er aber mich töten, so wäre es Gottes Wille.

Darüber verwunderte sich der Meister der Schule und trat ein wenig beiseite und schwieg.

Jesus aber saß da und sah vor sich hin und dachte nach.

Der Meister der Schule trat noch einmal zu ihm

und sprach: Laß uns ein anderes Beispiel nehmen: ein Löwe tritt dich an auf der Wanderung oder ein Wolf, wirfst du ihn nicht töten? Denn tötest du ihn nicht und entrinnest ihm vielleicht, so zerreißt er die nach dir des Weges ziehn.

Jesus sprach: Du hast recht.

Der Meister der Schule sprach: Mich dünkt, zweierlei ist: das Leben, und was man über das Leben denken mag und welche Worte man dazu sage. Niemand vermag zu sagen, welche Tat er heute übers Jahr tun wird; oder welche Tat er tun wird in irgend einer Lage. Er kann es eben unmöglich wissen.

Jesus sprach: Und doch suchen wir das Einigende. Ich sehe die Ströme Menschenblutes, vergossen auf den Gebirgen und in den Ebenen; ich sehe sie immer noch herabrinnen und versickern im Staub, der sich vom Blute rötet, als sei das alles gestern oder heute geschehen . . . Was reden die Bücher von Gott, wenn Er es nicht hinderte? —

Der Meister der Schule sprach: Ich kenne dich und weiß, daß du nicht lästern willst, sondern daß du suchest, wie das nun sei. So laß dir sagen: Die Propheten redeten wahrlich aus Gott, aber

Elias ließ der Balsprieſter vierzig ſchlachten am Bache Kidron und tat wohl daran!

Tat er wohl daran? Vermöchteſt du es auch?

Der Meiſter der Schule ſprach und ſeine Augen bliſten: Zweifelſt du daran? Wenn das Volk in Gefahr iſt, wenn ihm ſein Heiligſtes wankt? Wohl, ich vermöchte es und ließe ſie ſchlachten, wären ihrer gleich achtzig. Und du? Vermöchteſt du es nicht?

Jeſus ſprach ganz langſam: Ich weiß es noch nicht. Doch nun ſchon glaube ich —: Nein!

Da lächelte der Meiſter der Schule und ſprach: Laß es gut ſein. Deine Seele iſt noch weich und jart. Es eilt ja auch nicht, die Frage zu entſcheiden, da weder du noch ich vor ſolcher Aufgabe ſtehen. Aber höre und merke wohl auf; du ſagſt: alle Welt iſt aus Gottes Händen hervorgegangen, alſo auch der Menſch, aber das geſtehſt du wohl zu, daß der Menſch und Gott zweierlei ſind; alſo tuſt du den Menſchen Unrecht, zu verlangen, daß ſie göttlich ſeien. Gott bedarf deſſen nicht, daß er töte, um ſich zu erhalten. Wohl aber bedarf deſſen der Menſch!

Jeſus ſprach: Bedarf er deſſen? Weißeſt du das gewiß?

Der Meister sprach: Es ist kein Zweifel; Judas Maccabäus mußte die Feinde Israels töten, auf daß Israel lebe. Denn es ist eine größere Sache, daß Israel lebe, denn die Heiden. Und Maccabäus war der Helden größten einer; und er wußte wohl, daß er Gott diente. — Aber so sieh doch, was ich schon sagte, die Angelegenheiten Gottes sind nicht die der Menschen; diese haben ihre Angelegenheiten, und sie ordnen sie nach menschlichem Denken und nach ihrem menschlichen Fühlen; so ist zweierlei im Menschen gemischt: Gott und Mensch. Zweierlei ist in der Welt, Gott und der Mensch. David war ein frommer Mann und ließ den Uria töten, der Bath-Seba Mann, und war doch fromm. Denn noch ist die Welt nicht gut und heil: sie krankt noch an sich selber.

Jesus sprach: Du hast recht. Aber noch bleibt ein Rest; siehe, so du das alles zu mir sprichst, erkenne ich wohl, daß in deinen Worten kein Falsch ist; daß deine Worte aus einem großen Frieden deines Herzens kommen; und daß du weise bist. — Warum nun finde ich kein Genügen daran; kein letztes Genügen? Bin ich anders denn du? Es steht geschrieben, daß der Mensch nicht töten soll; aber die heiligen Bücher sind der

Mordlust voll; in Kriegen und auch sonst; warum war Gott so oft ferne?

Der Meister der Schule sprach: Darauf frage ich dich wieder: Wie sollte Gott dort sein, wo es außerhalb seiner Bahn ist? Wie sollte Gott dort tun oder schaffen, wo nicht sein Weg ist?

Wohlan, sprach Jesus: Also was ist Gott?

Darauf antwortete der Meister der Schule nicht. Er trat zurück, und sein Antlitz war ernst in allen seinen Falten (so alt war er schon); und er ging hin und nahm der Rollen eine, trat wieder zu Jesus und sprach: Lies!

Jesus sah zu ihm auf und fragte: Was ist dies, das ich lesen soll?

Er sprach: Eine Schrift von irgend woher. Sie ist keine der heiligen Schriften; ob jemand sonst sie kennt, weiß ich nicht. Ich habe sie einmal gelesen und habe danach gelernt, zu schweigen über das Tiefste.

Jesus aber las dies:

Zu den Zeiten Sedekias, Königs in Juda, war ein Prophet mit Namen Adonai, mit dem Beinamen der Schreckliche. Er trug ein Wams wie ein Krieger, aber seine Arme standen nackt in die Sonne. Und er trug langes Haar, und sein Bart ward

schon leise grau. Denn er war ein Mann in den Jahren, und seine Stimme hallte wider in den Städten und Flecken. Aber niemand wollte ihn hören.

Es war aber nach einer Schlacht, die geschlagen war im Tale Hephron, und die Juden waren aufs Haupt geschlagen und geflohen in ihre festen Städte. Da war es, daß Adonai durch die Straßen der Stadt ging und kam auf den Marktplatz. Und die Männer standen da, und die Weiber um sie im Kreise mit Wehklagen, und Adonai erhob seine Stimme und schrie:

Hat Gott im Himmel Zorn geschworen, wie wollt ihr entrinnen? Welches Volk vermag im Kampf zu stehn und sich zu behaupten, das nicht von Gott ist? Also so ihr geschlagen seid, ist Gott nicht mit uns.

Da redete einer wider ihn und sprach: Schweige, du trüber Gefell, was weißt du von der Schlacht? Wir haben uns in die Städte gesammelt, die fest sind, auf daß wir allda ausharren!

Adonai aber schrie lauter denn zuvor: Was sind Mauern und Wälle und Thürme gegen den Zorn des Himmels? Was sind fliehende, irrende, hin und her suchende Menschen im Spiel des einigen

Willens? Glaubet ihr, Gott wird ein Wunder tun um euretwillen? Welches Wunder wird Gott tun, als daß er ist mit der Demut? Welches Wunder wird er tun, als daß er ist mit dem Glauben? Welches Wunder wird er tun, als daß er bleibet bei dem, was sein ist?

Habt ihr also aus seinem Blut euch ausgerissen, wie wird er bei euch sein?

Sind eure Herzen ferne von ihm, wie könnt ihr ihn verstehen?

Steht ein Baum in der Erde und sucht nicht das Wasser mit seinen Wurzeln? Wird ein Baum dürre werden, weil seine Wurzeln des Suchens vergäßen nach Wasser im Erdreich? So seid ihr unvernünftiger als alle Wesen in weiter Welt, die doch wissen, was das Leben erhält!

So spricht der Herr: werdet ihr euch nicht neu pflanzen, so werdet ihr dürre werden und sollt verweht werden wie Spreu im Wind.

Als er solches gesagt hatte, schrien sie wider ihn: Steh da, ein Mensch ist kein Baum, er wandelt hin und wider auf der Erde. Woran sollen wir erkennen, daß deine Rede von Gott sei!

Er sprach: Höret ihr es denn nicht, daß Gott redet?

Sie lachten und sprachen: Wir hören es nicht.

Und da sie nun seinen Zweifel sahen, schrien sie mehr und lauter wider ihn: So beweise dich, du Gottesmann! Er aber neigte sein Haupt auf die Brust und sagte: Wie sollte Gott sich den Menschen beweisen? —

Siehe, sprachen sie und wurden zornig, es vergeht ihm die Sprache!

Sie acht, wo ist dein Gott, und hoben Steine auf, daß sie ihn würfen. Er aber stand noch wider sie und sah sie an und dachte in seinem Herzen: ist das mein Volk? Und da sie nun auf ihn drangen, ihn warfen und ihn schlugen, da wandte er sich und ging die Straße hinab, und sie folgten ihm nach, die die Übermütigsten waren, und verhöhnten ihn.

Er aber lief über die Mauer hinab und entwich aus der Stadt.

Er ging eine graue Straße, die gegen das Gebirge hin führte. Und es war schon Abend, und die Sonne wollte untergehen. Er aber fühlte das letzte Licht nicht, das um ihn war und über der Landschaft war; er ging dahin als wie in finsterster Nacht. Und sein Herz fühlte er nicht, als wäre es tot. Und seine Glieder waren, als wären sie ganz kalt und erfroren in der Trauer, und sein Denken war

lahm geworden und war kein Wort bei ihm, das er hätte sprechen können in seiner Trauer; war furchtbares Schweigen in ihm und um ihn. Und so setzte er Schritt bei Schritt, bis er zuletzt an der Straße hinsank auf einen Stein, und da sah er: es war Nacht geworden.

Als er nun zu sich selber gekommen war und fühlte, daß er lebte, als das Denken und die Worte nun wieder bei ihm waren, sprach er:

Was soll es, Herr, nimm meine Seele, ich bin es müde. Und er wartete auf Antwort, aber es kam keine.

Er sprach weiter: War ich nicht deiner Größe voll? Habe ich dich nicht auf den Straßen ausgesagt? So nimm meine Seele, denn ein jedes Wort von dir ist fehl in der Welt. Und ich bin sehr müde. —

Aber es kam keine Antwort.

Er sprach weiter: So habe ich vielleicht falsch geredet; so habe ich nicht vermocht, dich recht zu verkünden? Oder: was noch heilig war in meinem Herzen, ist nicht mehr heilig gewesen, da es meinen Mund verließ? Sind meine Worte klein gewesen und ohne Gewalt? So strafe mich und nimm meine Seele dahin, sieh, ich bin sehr müde.

Aber es kam keine Antwort.

Er sprach weiter: Oder es ist eine Torheit gewesen, daß ich meinte, dich zu künden, aus deiner Tiefe zu schöpfen, deine Wahrheit zu sagen. So strafe mich, wenn es so ist und nimm meine Seele dahin. Denn sieh, mein Kopf fällt vornüber, so müde ist er. Und der Leib auch.

Aber es kam keine Antwort.

Er saß auf dem Stein und schlief ein, und sein Haupt wiegte im Schlafe hin und her wie eine Aehre im Wind.

Im Schlafe ist aber der Mensch weniger begrenzt, denn als Wachender. So kam eine Stimme im Traum, die sprach: Gedenkst du der Tage, da du mich fandest?

Der Prophet sprach im Traum: Wer redet da?

Er sprach: Wer soll reden, wenn nicht die Stimme. Gedenkst du oder gedenkst du nicht?

Der Prophet sprach: Ich gedenke.

Wohl, sprach die Stimme; da warst du näher mir, denn da war weniger Zweifel in dir. Denn ein jeder Zweifel wirft den Menschen soweit weg von mir, daß er hernach ganz von vorne an suchen muß.

Und der Prophet sprach ganz demütig: Ich will ja gerne suchen!

Tu es, sprach die Stimme.

Von diesem Traum erwachte der Prophet und besann sich. Und er stand auf und ging in das Gebirge hinein. Ein halber Mond war aufgegangen und gab ein wenig Licht.

Da im Gebirge hatte er gefessen, wochenlang, und hatte sich beredet mit sich selber und mit der Stille und mit Gott; er wußte es wohl, er hatte es nicht vergessen. Damals, ehe er unter die Menschen ging und redete und weissagte. — Er sprach bei sich selber im Sehen: Die Stimme sprach wahr; Ich muß neu suchen gehn.

Nun war da im Gebirge ein Brunnen; ein Wasser zwischen vier Felsen eingeschlossen, sehr tief; und man konnte nicht hinuntergehn, um Wasser zu schöpfen, man konnte allenfalls an einem sehr langen Strick ein Gefäß herunterlassen. An diesem Brunnen hatte er lange gelegen, ehe er zu den Menschen ging; in den Nächten, da der Mond am kahlen Fels glitt; und die Stille war laut geworden und hatte zu ihm geredet mit der Stimme.

So kniete er am Fels hin und sprach: Gott, wo bist du? Deine Kraft ist von mir gewichen, da das Volk gegen mich stand. Ich bin müde ge-

wesen und habe am Stein gefessen und gebeten, nimm meine Seele dahin. Steige herauf, Gott, aus dem Wasser; steige herab, Gott, aus den Himmeln und von der Höhe des Mondes und rüste mich neu. Laß mich trinken von deinem Wasser, auf daß das Herz jung werde und mit Feuer rede, wie vordem.

Und er lag über dem Fels und betete: Steige hervor Gott, daß ich wisse, du bist bei mir. Aber die Tiefe schwieg, und der Himmel schwieg. Und atemlos leise war das wenige Licht des Mondes an den Felsen.

Und da er gelauscht hatte, sprach er weiter: Sieh, ich will klein sein vor dir, daß du groß seist. Es friert mich in meiner Niedrigkeit; warum bin ich so schwach und fürchte mich, ferner bei Menschen zu sein? Sie haben mein Herz getroffen, daß es blutet; mache du es heil, so bleibt meine Kraft bei mir. Und er lauschte abermals in die Tiefe und hoffte, Gottes Angesicht würde ihm erscheinen. Aber er sah nichts.

Und da krümmte sich sein Leib wie ein Wurm, und er schrie: Wer dann bist du Gott, daß du mir schweigst. Bin ich nicht deiner gewärtig? Warum versagst du dich mir? Bin ich nicht ganz allein?

Ist irgend ein Mensch in der Welt mein, habe ich einen Freund oder ein Weib? Wollt ich nicht ganz dein sein? Und nun bleib ich allein, mit toten Felsen und leblosem Licht?

Er sah des Wassers dunklen Glanz wohl, aber es schwieg. Kein Bild stieg auf, und keine Stimme redete.

Da sprach er: Wohl, so will ich sterben und mein Gebein soll vermodern im Wasser der Tiefe; und er wollte sich hinabstürzen Aber indem er schon den Körper hinüberneigte über den Rand des Felsens, wehte es herauf wie ein Schleier, wie ein Atem, da wich er zurück. Und abermals wollte er hinab, und ward abermals gehindert. — Da gab er es auf und legte die Hände vor sein Angesicht und sprach: Ich vermag nichts mehr; ich bin ausgestoßen aus der Welt; und finde die Kraft nicht mehr, neu hinein zu gehn. Ist mein Herz zu reif dazu, unter die Menschen zu gehn? Was aber soll ich dann noch? Dann bleibt allein der Tod. Und er legte sich lang hin aufs Gestein und sah in die Himmel und sah die Sterne, und es froh ihn im Anblick dessen.

Als er nun über all dem eingeschlafen war, kam abermals die Stimme zu ihm und sprach:

Gott ist gerecht.

Aber bei ihm ist eine andere Gerechtigkeit, denn bei den Menschen.

Gott ist schweigsam. Wie sollte er reden!

Wer ihn mit Gewalt haben will, der wird ins Leere greifen. Wer da schreiet: „rede zu mir“, den hört er nicht.

Wer da sagt „ich bin nichts; Herr, tue dein Werk“, der wird leer bleiben, und er wird Gottes Werk nicht tun. Und er wartet vergeblich. Wer aber spricht: „Ich bin nichts; darum so will ich Gottes Werk tun“, der wird Gottes Werk tun.

Da sprach der Prophet aus dem Traum: Ich werde es tun; gewaltig ist Gott. Wer bin ich, aber ich werde sein Werk tun. — Und er schlief danach, ohne aufzuwachen drei Nächte lang; und stand auf am dritten Tage vor der Morgenröte und ging, daß er in die Stadt käme am Morgen und redete von der Gewalt Gottes. —

Als Jesus dies gelesen hatte, sagte er nichts. Er stand auf und brachte dem Meister der Schule die Rolle und dankte ihm.

Doch ehe er ging, sprach er: Von wannen ist die Schrift?

Der Meister der Schule sprach: Ich weiß es nicht. Sie ist kein heiliges Buch, sie mag wahr sein oder falsch; aber als ich sie las, war mirs, als habe sie einer geschrieben, der Gott suchte. Aber die heiligen Bücher sagen ja: Niemand hat Gott je gesehen.

Und das ist richtig, sprach Jesus. Aber vielleicht wird dem Menschen ein neues Auge aufgetan, heller denn das Auge des Leibes. Vielleicht wird Gott dem sich nicht entziehen. Und er grüßte und ging.

Er ging aus der Stadt heraus und kam ins Feld und setzte sich da in die Blumen. Und es war schon später Nachmittag und die Sonne neigte sich.

Er sprach: Ich will es nicht machen wie jener Prophet und zweifeln; ich will deine Stimme nicht fordern, Gott; wer wüßte tiefer, daß er von dir ausging, denn ich!? Ich habe meine Sehnsucht getragen in den Nächten; nun quell ich davon über. Siehe, ich bin lauter Kraft.

So schreibe ich denn deine Tafeln neu, mein Vater. Und die Zeit ist nahe herbeigekommen. Darum frage ich nicht, wo du warst, wenn Men-

schon einander schlachteten wie Vieh. Denn du wirft schon irgendwo gewesen sein

Zweierlei ist, ob es einem Menschen oder einem Volk an sein Heiligstes geht und es sich dessen wehrt; oder ob ein Mensch oder Volk einem anderen ein fremdes Heiliges aufzwingt. So geht mir hier auf ein neues Gesicht: wie der Mensch frei werde in sich selber und von fremdem Zwang. Siehe, es klärt sich, wie das Land vom Morgennebel.

Er saß still und schaute vor sich hin und lächelte. Konnte es denn anders sein, als daß er heraus fand aus all dem Denken und Suchen? Was konnte ihn so erschüttern, wenn nicht Gott selber, auf daß er ihn um so tiefer wüßte? Gott hatte geschrien durch die Jahrhunderte im Zorn gegen Unrecht und Unheiliges. Gott auch hatte seine Stimme verstellt und hatte geschrien aus Nebukadnezar und Holofernes und Antiochus, da sie taten, was doch Greuel war vor Gott. Denn der Mensch ist armselig und Gottes Werkzeug. So fällt auf den Menschen der Greuel, die Schmach; aber das Werk ist Gottes. Er fühlte es tief. O Welt, Welt, schwer ist dein Weg! — —

Aber da glühte es in ihm auf: Also Jesus, du Sohn des Zimmerers, der sich fürchtet, den Käfer am Grashalm zu zertreten, so würdest du wagen, des Todes zu sterben, um eines heiligen Gedankens willen?

So glühte es in ihm auf, und die Stimme schrie so. Und da neigte er sein Gesicht in seine Hände und sprach: Ja!

Da lachte die Stimme und sprach: Also, was bangt dich des Todes, wenn er zuvor schon überwunden ist?

Jesus sprach: Der Tod ist schwer. Das weiß der Lebende. Ich sah ihm tief entgegen. Alle Menschen fürchten den Tod, der eine wie der andere.

Die Stimme sprach: So sie aber doch vermögen, den Tod auf sich zu nehmen, sei es ihrer selbst willen oder ihres Volkes willen? — —

Sie fürchten ihn alle — sprach Jesus — o, du bist unerbittlich, muß denn ein Tod sein?

Frage den Tod.

Der schweigt.

Wohl, so sage ich dir: das Letzte ist still. Was weiß der Mensch?? Aber so merke auch, wie unerbittlich du selber bist; wie unerbittlich die Menschen, und da klagst du mich an, daß

ich unerbittlich bin? Würdest du einen Schritt abgehn vom Wege deiner Kraft und deines heiligen Wissens — um des Lebens willen?

Nein, mein Vater.

Nun also, sieh, wer bin ich? Ich warte meiner Menschen. Bedarf Gott nicht der Menschen, daß er schaffe und sei? Wie sollt ich die Menschen nicht genommen haben, Mose (den einzigen) und David, Saul und Salomo und Maccabäus . . die Propheten und Sänger der Psalmen. Wie sollt ich nicht; obgleich sie oft zerbrachen an mir. Und das heißt dies: an den Grenzen der Kraft beginnt des Menschen Sünde. Des Menschen Enge ist Gottes Schmerz; denn da hat er nicht Raum genug. — Wo aber nicht Raum für ihn da ist, da ist der Anfang des Menschenwerkes. — Und das ist übel. Habe ich nicht mit ihnen allen gezürnt? Mit allen? Und sie wußten doch von mir!

Da lachte Jesus auf in Entzücken: So liebst du mich. So liebst du mich. — Es wird, was soll. Der neue Mensch soll aufstehn aus der Enge in die Weite des Raums. Des Menschen Krankheit soll genesen in Gott.

Am See

Als es Abend war, stieß das Schiff am Strande an, und sie stiegen aus. Die Schiffer banden das Schiff fest an einen Pfahl; die Menschen standen noch umher, wie wartend, und Jesus stand im Kreis seiner Jünger . . . Die Dämmerung entwölkte wie ein feiner Rauch der Erde und den Dingen und dem Wasser und machte ein jedes und einen jeden stiller; sie vereinzelte jeden, und die Gespräche wurden immer leiser. Die Menschen gingen einer nach dem andern fort, als nun gar nichts mehr geschah und Jesus nicht mehr sprach, sondern immer nur im Kreise seiner Jünger stand und über das Wasser schaute und ins Land schaute und die Hügel hinauf.

Zuletzt winkte er seinen Jüngern, und sie gingen zusammen fort, den Hügel hinauf, bis sie an eine Stelle kamen, wo eine Anzahl Bäume standen und Gras am Boden war und Wein- und Mandelgärten in der Nähe waren. Da setzte er sich, und sie setzten sich zu ihm. Man konnte aber von da von halber Höhe hinaus sehen über den See. Und es war nun schon fast dunkel, und es fing an, vom Tau feucht zu werden. Da hüllten sie sich in ihre Mäntel und saßen so . . .

Es sprach aber einer der Jünger (und seine Stimme klang aus dem großen Schweigen heraus wie ein erschreckendes Lautes) und sprach: Meister, wenn wir nicht glaubten, wie vermöchten wir dann dir zu folgen!

Jesus schwieg. Und man wußte nicht, ob er warte, ob er traurig sei, oder ob er mit seiner Seele bloß ferne war. Der Jünger aber sprach danach nochmals: Meister, du hast uns so heraufgerissen — uns ahnt, daß du Gewaltiges willst. Aber wir sehen es schwer. Wir fühlen nur, wie fern wir allem werden, was Leben heißt. Aber du mußt uns verzeihen, daß wir uns manchmal fürchten . . . Jesus schwieg. Und die anderen Jünger schwiegen auch. Aber man fühlte, alle dachten wie der eine.

Und zum dritten Male sprach der Jünger, und er sprach diesmal wie zu sich selber und wie in sich hinein: Ist das Zweifel, wenn man müde ist und die Seele ein wenig schlafen möchte? Ist das Zweifel, wenn der kühlere Wind anderer Welten an die nackte Seele streift, daß sie schauert . . . ?

Und Jesus fühlte, er wollte ihn nur bitten, daß er rede und tröste die Seelen . . . Und Jesus fühlte, daß er Geduld haben müsse mit allen, die mit ihm gingen. Denn ob sie gleich glaubten,

litten ihre Herzen noch an dem, was sie mit sich brachten von jenen Orten, da er sie sich geholt hatte, daß sie seine Großen um ihn wären.

Und er sprach so: Ja, es ist Zweifel, aber ich will ihn nicht schelten. Wir haben uns noch nicht tief genug verstanden. So hört mir zu in meiner Einsamkeit: Mein ist die Liebe. Die kam mir, als ich den Menschen abseits stand in meiner Einsamkeit. Und die war von Anbeginn. Ich will den Menschen nicht „wert“ meiner Liebe, denn meine Liebe will nicht messen den Menschen; aber ich will ihn in meiner Liebe, also daß (auf daß es so sei) ich meine Liebe über die ganze Welt und alle Menschen werfen muß oder ich Welt und Menschen bitten muß, zu mir zu kommen in das Licht meiner Liebe. Aber Welt und Menschen sind taub, nur daß bei manchem meiner Worte da oder dort ein Leuchten aufgeht auf einem Angesicht. Nur daß ihr, die ihr ja treu sein wollt, bei mir sitzet in manchen schweren Stunden der Welttrauer — wo wir die große Verlassenheit bedenken; und der größte Zweifel wohl an das Herz rühren mag: ob denn nun von Gott sei, was also einsam bleibt unter den Menschen wie ich und ihr (obgleich oft viele meiner Rede lauschen). Und unser

Glaube spricht dann dazu: Ja, gerade so ist es; denn wie könnte von Gott sein, was überall gleich zu Hause ist? Und in solchen Stunden, da wir sitzen wie nun, überschattet uns die große Trauer: was sollen wir tun, wo sollen wir bleiben! Der Welt und den Menschen sind wir in vielem abgetrennt, uns eignet nun ihr Tun nimmermehr, uns eignet nimmer ihre Seellosigkeit; aber dort zu atmen und zu leben, wo wir atmen und leben, das ist schwer.

Hier schwieg Jesus eine Weile und sah ins Land.

Er fing aber noch einmal an zu sprechen: Wie vermöchte ich euch zu schelten, daß ihr also fühlt, und wie vermöchte ich euch deswegen gram anzusehen! Hab ich euch nicht losgemacht von allem, was euch band? Ich weiß es doch selber, was ich tat, und tat es doch — wißt ihr nun davon, wie schwer das auf mir liegt, daß ich's tat? Aber da trat ich vor Gott, den Vater, in einer Nacht und redete mit ihm. Und dunkelsummend aus der Ferne kam die Antwort: Mein muß man sein, Sohn, mein, und niemand anders. Also, daß ich nun weiß: nicht darum warb ich um euch, daß ihr zu mir kämt, sondern daß wir zusammen zu Gott kämen.

Sie saßen so still, als redete er zu den Nachtbäumen oder zu den Büschen am Weg.

Ich weiß wohl, manche sagen, ich widerspreche der Welt, den Menschen und was sie für richtig halten von Anfang an bis hierher. Und euch auch hat dies manchmal vielleicht so gedünkt. Und doch glaubet ihr an mich und seid mir treu. Ich aber sage euch in dieser stillen Stunde, daß ich nichts und niemand widerspreche als allein dem Bösen. Denn dies ist nicht aus Gott. Es liegt nicht auf dem Wege des Menschen. Doch aber weiß es sich (das Böse) in menschliches Wesen zu hüllen und zu sagen: ich bin das Menschliche. Und dies ist das Schwerste: zu wissen, daß es nicht so sei. Und den Weg des Menschen zu wissen: hinauf! Denn seht, nicht stehe ich und steht ihr außer der Welt, sondern über ihr. Das ist zweierlei. Wir möchten aber die Welt und die Menschen um uns behalten und mitnehmen — hinauf. Das ist es!

Wir fühlen dunkel im Wachsen und Aufstehn, wie dem Geiste entschwindet das Tiefe, unten; Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Darum sehnt uns, Geist zu werden.

Sie saßen um ihn, wie Felsen sitzen mögen, und hörten zu.

Gott hat Großes auf uns gelegt: der Menschen Zukunft, Gott wartet, daß wir treu seien und stark. Aber ich will nicht klagen, wenn ihr müde seid und einmal leise zweifelt. Denn, daß ihr es nur wisset, es ist auch eine Trauer in mir und ein Leid. Nur daß ich nicht müde werden darf noch zweifeln darf, sondern trösten und aufrichten muß. Aber die dunklen Nächte sind wohl der Melancholie voll. Seht die Nacht an, die Bäume stehen dunkel, fast fremd, um uns und rauschen leise. Man legt vielleicht an einen Stamm sein Ohr und lauscht. Oder man hält sein Ohr geneigt und lauscht dem Wind . . . man lauscht dem Wasserton des Bachs oder der Quelle . . . und bleibt doch einsam. . . .

Noch sind wir ausgeschlossen, noch sind wir einzeln. Wir sind alle erst noch ein ganz kleines Samenkorn auf einem unermesslichen Felde, auf der weiten Erde. Wir sind so winzig vor der Unendlichkeit Gottes. . . . Da liegt der See, weit hinaus; und stumpf glänzt seine Fläche. Wir fuhren auf ihm am Nachmittag, und da erschien er uns wunderschön im Sonnenlicht. Jetzt ist er uns fremd und fast schreckhaft: der dunkle, leere. . . .

Aber warum können wir all dies tragen? Weil das Tieffste in uns es zu tragen gebietet. Und: weil dennoch in uns allen etwas ist, das an das Glück glaubt und das glaubt, daß der Weg des Menschen hinauf gehe.

Welch eine Nacht ist dies! Fühlt ihr nicht den Boden wanken unter uns? Aber wie nun, wenn die Sonne kommt? Dann werden wir aufstehen und das Leben lieben wie bisher, auf daß wir verkündigen den Einen, Gott und den Vater. Und verkünden, daß die Menschen sollen vollkommen sein, gleichwie der Vater im Himmel vollkommen ist. Wenn die Sonne kommt, werden wir aufstehen und wieder die Menschen auffuchen; denn die Sonne macht die Welt schön und auch die Menschen. Noch ist die Nacht, und da ist alles ungewiß. Aber, wie nun, wenn wir aufstünden und schritten durch die Nacht, der Sonne entgegen?

Und er stand auf und sah nieder auf sie. Und einer sprach zu ihm: Herr, die Sonne geht drüben auf, jenseit des Sees. Wie sollten wir hinüber gehn? Und die Schiffer schlafen alle noch . . .

So gehn wir hinüber. Kommt! Sie sahen ihn an — und sahen einander an — und standen schon auf von der Erde und standen schon bei ihm

und folgten ihm schon. Er ging voran und kam ans Wasser und setzte seinen Fuß aufs Wasser und ging. Und da folgten sie ihm nach. Denn sie hatten die letzten Zweifel in ihren Herzen zerpreßt.

Sie folgten ihm fromm und treu über den dunkel glänzenden See. Und sie gingen alle schweigend, dunkle Gestalten . . .

Und als sie drüben ans Ufer traten, war die erste Dämmerung. Er aber sah nicht hinter sich, und sie folgten ihm noch immer. Er ging die kahlen Höhen hinan durch den Sand, schweigend und mühsam. Immer hinauf. Und als sie oben waren, ging gerade die Sonne auf und schien allen: Jesus und den Zwölfen herrlich in die roten, vollen, staunenden Gesichter . . .

Legende von der schönen Torheit

Und wieder kamen sie zu ihm und sprachen zu ihm von der Schönheit der Welt. Und sie fragten ihn, warum er denn nicht lehre, was schön sei und wie man es ehren solle. Sie sprachen: Es liegt ein Hauch der Schwermut über deinen Worten, und wenn du lächelst, ist es wohl leise. Sag doch den Leuten und uns auch die Worte von der Schönheit. Denn in uns allen ist ein Durst danach. Du trägst nie Ketten und Ringe. Dein Blick ruht manchmal auf den Gebirgen und Flüssen in der Mittagssonne; auf den Blütenbäumen am Morgen, auf den weiten Wiesen am Abend. Aber du sagst nie ein Wort davon.

Nun, sprach Jesus, vielleicht ist es mir dazu zu schön. —

Nach einer Weile fuhr er fort: Doch rührt ihr mein Herz an. Laßt uns niedersitzen und den Abend verschwägen vor der Nacht. Der Abendnebel steigt schon aus dem Tal auf.

Da saßen sie alle am Abhang, und Jesus sprach: Ob se ein Mensch die Dinge mehr liebte als ich? Nur, daß nie die Dinge mich hatten, sondern ich sie. Denn seht, ich bin der Vorübergehende. Ich liebe die Tage mit dem endlosen Licht. Ich liebe

die blassen Abende, aber auch die sehr dunklen Regennächte. Es hat alles seine Schönheit, aber nur für den Lebendigen. Mein Werk aber ist: lebendig zu machen. Darum rede ich nicht von der Schönheit; denn der Lebendige hat Schönheit und ist schön . . . Ueber aller Dinge Schönheit aber ist Schönheit des Schicksals. Wißt ihr davon? — Wo ein Kind einsam weint an der Mauer — Wo ein Besessener schreiet in seiner Angst — . . . Dies ist eine stille Stunde, und ich höre die Wasser rinnen aus der Ewigkeit ins Leben. So hört dies: Das Schönste der Welt ist die schöne Torheit; das Wahrste ist das große Staunen; das Feinste ist das goldene Herz.

* * *

Als sie ihn mit stummen Augen ansahen, sprach er weiter: Das Schönste ist die schöne Torheit; hört diese Geschichte.

Es war ein König, der stand an einem Tage auf von seinem Thron und sprach: ‚Ihr, meine Räte, ratet mir; ich will etwas ganz Gutes tun an diesem Tag; denn mich dünkt, dieser Tag ist vor allen andern schön. Ich weiß nicht, warum ich so bewegt bin; aber ich möchte etwas über die Maßen Gutes tun; ratet mir.‘

5 Der Eine und die Welt

Da sprach der eine: ‚Mache allen deinen Fürsten und Dienern und dem ganzen Volke ein Fest.‘

— Der König sprach: ‚Ich will es tun. Aber es dünkt mir noch nicht genug.‘

Da sprach der zweite: ‚Schenke den hundert Armen dieser deiner Stadt Land und Vieh.‘ —

Der König sprach: ‚Ich will es tun. Aber es erscheint mir noch nicht genug.‘

Da sprach der dritte: ‚Laß Eliphas vor dich kommen, den alten Mann, den sie den Toren nennen, und erzeige ihm deine Güte.‘ — Der König sprach: ‚Bringet ihn her.‘

Nach einer Stunde brachten sie Eliphas herein, den sie den Toren nannten, und andere nannten ihn den Weisen. Er war fast klein, schlank, in einem langen Gewand, mit dunkelblonden Haaren und einem faltigen Gesicht. Und so stand er vor dem König, und die beiden sahen sich an.

Der König sprach: ‚Man hat zu mir von dir gesprochen, Eliphas; nun sage mir, was ist dein Geschäft?‘ — ‚Daß ich hierhin und dorthin gehe; manchmal singe und manchmal schweige.‘ — ‚Warum singst du, warum schweigst du?‘ — ‚Beides aus demselben Grunde, Herr: um meiner

Seele Genügen zuschaffen.' — 'Ist das ein Grund?' — 'Ich kenne keinen andern, Herr.' — 'Und was nährt dich, was kleidet dich? Bist du arm oder bist du reich?' — 'Was soll ich darauf antworten, Herr? Ich lebe; weiß ich doch selber nicht recht wie. Mal erscheine ich mir reich, mal auch arm. Das kommt auf meine Seele an, wie sie sich fühlt. Ich esse mal hier, mal dort.' — Der König sah ihn an und liebte ihn und sprach: 'Ich will dir meinen Garten schenken im Osten. Hier ist der Schlüssel. Und sei vor dem Abendrot dort; denn ich will in deinem Garten den Abend bei dir Gast sein.'

Und Eliphas wußte wohl, wie sehr ihn der König hiermit ehrte; und alle Diener und Räte sahen ihn erstaunt an. Da dankte er dem König und ging.

Da er nun durch die Stadt ging, durch die Straßen, dem Tore zu, sahen viele Leute der Stadt mit Neid auf ihn. Er aber ging weiter, aus der Stadt, um seinen Garten im Osten zu erreichen. 'Es ist gut so,' sprach er bei sich selber, 'so komme ich aus der Stadt in die Einsamkeit und kann meiner Seele leben.'

Nun saß da ein Greis am Wege, halb blind;
5*

der fragte, als Eliphas vorbeiging: ‚Wer geht da?‘ — ‚Ein Wanderer. Und wer sitzt da?‘ — ‚Auch ein Wanderer. Nur ist er halb blind und halb lahm.‘ — ‚Warum wanderst du denn noch?‘ sprach Eliphas. — ‚Weil ich noch kein Ziel fand. Wo sollte einer wie ich heim sein?‘ — ‚Das ist überzeugend,‘ sprach Eliphas; ‚ich will dir etwas sagen: Mir hat der König einen Garten geschenkt; nun nehme ich dich mit dorthin, dann hat deine Wanderung ein Ende.‘ — Da lächelte der halbblinde Greis, dankte ihm und ging mit.

‚Aber das sag ich dir,‘ sagte Eliphas, ‚wir müssen eilen, denn ich soll vor Abend im Garten sein; denn der König kommt mir nachgeritten und will den Abend dort mein Gast sein. Stütze dich auf mich, ich will dich tragen.‘ — Sie kamen aber nur langsam weiter. Da sagte der Greis: ‚Gehe ohne mich und laß mich liegen. Was beschwerst du dich mit mir, wenn der König dein Gast sein will.‘ — Eliphas sprach: ‚Nein, das will ich nicht; ich bleibe bei dir, ob wir nun noch zu rechter Zeit hinkommen oder nicht.‘ — Zuletzt sagte er: ‚Wir sind beide müde, sitzen wir ein wenig am Straßenrand und ruhen.‘ Das taten sie und schliefen sogar dabei ein.

Und der König kam nachts an einen verschlossenen Garten. —

Es sprachen etliche aus der Umgebung des Königs aber: ‚Wir wußten, daß so etwas geschehen würde; denn er ist ganz gewiß ein Narr.‘ Die andern aber, die es besser wußten, schwiegen. Denn der König war zornig. Er ließ des andern Tages um den Mittag Eliphas überall suchen; da fanden ihn die Diener und brachten ihn zu dem Könige. Und der König winkte ihn zornig vor sich und forderte ihm den Schlüssel ab. Eliphas aber hatte sein Haupt geneigt, sprach kein Wort und wollte gehen. Als er nun an der Thür des Saales schon war, rief ihn der König zurück und sprach: ‚Hier gebe ich dir den Schlüssel zu meinem Garten im Süden. Gehe dahin und sei vor Abend dort; denn ich will den Abend dein Gast sein.‘ — Da dankte Eliphas und ging.

Als er nun aus dem Stadttor ging, daß er zu dem Garten im Süden käme, trat ein Mann zu ihm und sprach: ‚Ich bitte dich, daß du in mein Haus gehst und singst meiner Tochter deine Lieder; denn sie liegt auf den Tod krank an der Schwermut. Ihr Geliebter ging fort vor Morgen; nun sitzt sie mit wundem Herzen, weint nicht und spricht

nicht; redet nur still vor sich hin; ich glaube, sie stirbt daran.' — Eliphas sprach: ‚Mir hat der König einen Garten geschenkt im Süden; den soll ich vor Abend aufschließen; denn er will mein Gast dort sein.' — Der Mann neigte sein Haupt und sagte leise: ‚Ja, dann kannst du schwerlich mit mir gehn.' — Eliphas sah auf seine Füße und sprach danach: ‚Es möchte sein, daß ich dennoch mit dir kommen könnte; vielleicht komme ich hernach noch hin.' Und er ging mit dem Manne in sein Haus und sang dem Kinde die Lieder. —

Es wurde aber dem König angesagt: ‚Eliphas verschmähst deinen Garten und singt im Hause des armen Mannes.' Da stieg dem König der Aerger bis in den Hals, und er ging in seine Gemächer und sagte nichts. Aber am andern Tag um den Mittag war sein Gemüt soviel sanfter geworden, daß er Eliphas vor sich kommen ließ und ihn fragte: ‚Warum verschmähst du meine Gärten?' Er sprach: ‚Ich habe sie nicht verschmäh't. Ich wußte wohl, daß der König mich groß damit ehrt. Es war nur ein anderes mehr not.' — Da wunderte sich der König und sprach: ‚Wenn ich dir diesen dritten Schlüssel gebe zu meinem Garten im Westen — wirst du dann hingehen und vor

Abend dort sein?' — 'Ich schwöre nichts,' sprach Eliphas; 'es käme noch auf einen Versuch an.' So gab ihm der König den Schlüssel und Eliphas ging.

Er war schon nahe am Garten und mußte nur noch einen Hügel überschreiten; denn auf der andern Seite lag der Garten. Da sah er, als er auf der Höhe stand, gegen Sonnenuntergang in das Tal, über den Garten hinweg, und da mußte er stehen bleiben und hinschauen: die letzte Abendsonne, das Rot, lag wie ein Duft und Hauch über dem Land. Er sah die Menschen in diesem Licht und Kinder spielen, Mädchen aus Gärten kommen und zwischen dem Grün verschwinden. Und das rührte ihn so, daß er immer nur schaute und den Garten schon vergaß, ob er gleich ihm zu Füßen lag. Und über alles hinweg sah er den Himmel in einem Glanze, wie er ihn nie zu schauen gemeint hatte — als sähe er den Himmel offen und als täte sich ihm eine erste Ahnung des Geheimnisses Gottes auf . . .

Als Jesus nun schwieg, sahen sie zu ihm auf und sprachen: Weiter, Herr, weiter; wie endet's? Strafte der König ihn?

Jesus sprach: Hier ist die Geschichte zu Ende.

Es wollen Menschen wissen, daß der König hinter ihm gekommen sei mit seinen Fürsten, und sie hätten ihn entrückt auf dem Hügel stehen sehen und wären ganz still und erstaunt auch stehen geblieben hinter ihm. Aber dies gehört kaum noch zur Geschichte; denn was noch kommen könnte, ist ja gleichgültig. Aber nun saget mir: was ist das Schönste in dieser Geschichte?

Da rieten sie. Einer sagte: Daß er den Kreis mit sich nahm. Ein anderer: Daß er dem kranken Mädchen sang. Ein dritter: Die Gärten des Königs, die niemand sah. Ein vierter: Der Blick ins Thal. — Jesus sah sie alle an und sagte nichts. — Zuletzt sprach noch eine Stimme aus dem Dunkel: Die Torheit dieses Menschen. — Da lächelte Jesus, und sein Lächeln war wie ein Glanz in der Nacht.

* * *

Die Nacht steht still und groß um uns; unsere Herzen sind offen; erzähle uns, Herr, du hast unerschöpfliche Geheimnisse.

Jesus sprach: Von der schönen Torheit sprach ich; danach erzähle ich vom großen Staunen.

Irgendwo lebte ein Mann, der war reich und hatte viele Güter geerbt. Darum sagte er zu sich sel-

ber: ‚Dies alles ist mir gegeben, daß ich fröhlich lebe und die Freuden der Welt in mich sauge.‘ Da feierte er große Feste mit seinen Freunden, reiste hierhin und dorthin; trank gern Wein, hatte einen großen Tisch, an dem er tafelte mit Frauen und Freunden. Und eines Tages erstach er einen Freund in der Betrunktheit, da er mit ihm in Streit geraten war. Der aber war auch der Freund des Königs. Und als diese That geschehen war, gingen alle von ihm, alle Freunde, alle Bekannten; alle Diener und Dienerinnen. Und mit schwerem Kopf, mit stieren Augen, wie in großer Verwunderung, als begriffe er das alles noch nicht, saß er nun, ein einsamer Mann, an seinem Tisch. Da standen noch die Krüge mit Wein, die Früchte lagen in den Schalen, und die Blumen standen auf dem Tisch und dufteten. Er aber saß da und rührte sich nicht.

Und nicht lange danach, gegen Morgen, kamen die Boten des Königs und wollten ihn binden mit Stricken und Ketten, daß sie ihn zum König brächten. Als er das sah, schrie in ihm eine Stimme auf, und mit dem Schwert wehrte er sich gegen die Diener des Königs. Doch hatte der Wein seinen Arm gelähmt; da vermochte er nichts gegen

ste; sie nahmen ihm bald seine Waffen, fesselten ihn und führten ihn weg.

Und als sie auf die Straße kamen, war schon die Morgendämmerung. So ging der Mann gefesselt und mit stierem Blick zwischen den Dienern des Königs, und von Schritt zu Schritt fiel ein großer dunkler Tropfen Blutes aus einer Wunde an seiner Stirn auf die Erde. Als sie nun schon nahe am Palaste des Königs waren, kam ihnen ein Mädchen entgegen, das sah das Blut tropfen, über die Wangen auf die Erde. Da trat sie vor den Trupp und sprach: ‚Laßt mich das kühlen,‘ nahm ein Lüchlein, tauchte es in den Wassereimer (denn sie hatte Wasser geholt aus dem Brunnen der Stadt) und wusch die Wunde. Und das hatte sie so schnell und so sicher getan, daß niemand sie hinderte und niemand ihr dankte. So daß sie, als sie fertig war, eine kleine Weile sich gegenüber standen: die Männer und das Mädchen. Dann gingen sie schon wieder: die Männer des Königs mit dem Gefesselten — und das Mädchen nach der andern Seite. Der Gefesselte aber, dem das geschehen war, fing auf einmal an zu weinen und sprach bei sich selber: ‚Geschah je einem dies?‘ Und dann, als er durch nasse Augen die Morgen-

sonne sah, ergriff ihn etwas Seltsames, eine ungeheure Qual und Süßigkeit.

„Noch ein paar Blicke auf die Welt,“ bat er seine Wärter, „noch ein paar Blicke auf die Welt . . .“ Sie aber fließen ihn ins Gefängnis. Da wollte er sich aufs Stroh legen; aber er konnte nicht. Eine furchtbare Unruhe schüttelte ihn. Er schlug mit den Fäusten und mit der Stirn gegen die Thür und gegen die Wände.

Am Mittag kamen die Wärter und sagten ihm: „Der König hat befohlen, daß du sterben sollst vor Abend.“ — Da schrie er im Schmerz: „Nein, nein, es darf nicht sein.“ — „Tod gegen Tod,“ sprachen die Wärter, „der König will es.“ — Also schrie die Angst vor dem Tode aus ihm lange Zeit. Die Wärter aber sprachen zu ihm: „Du wirst es tragen müssen; Tod gegen Tod; der König richtet nur gerecht.“ — Er sprach: „Ich weiß es, der König ist nur gerecht; aber gibt es vielleicht Gerechtigkeiten, die nicht geschehen dürfen?“ — Darauf schwiegen die Wärter.

Als er danach ein wenig ruhiger geworden war sprach er zu ihnen also: „Ich bitte, gehe einer zum König und sage ihm: er möge mich anhören vor meinem Tode; denn ich weiß, daß ich sterben

soll, obgleich meine Angst groß ist, und obgleich es etwas Ungeheures ist, wenn ein Mensch soll getötet werden. Saget ihm, daß ich ein Geheimnis weiß! — seit dieser Stunde . . .‘ — Die Wärter lachten und sprachen: ‚Ach du, du willst nur versuchen, vom Tode frei zu kommen; aber es wird dir nicht helfen.‘ — ‚Es ist nicht meines Todes wegen; ich habe ihn verdient und muß ihn leiden; aber da ich dies weiß, habe ich ein Geheimnis gefunden; das möchte ich dem König sagen; vielleicht nützt es dem oder jenem der Lebenden.‘

Der Diener einer aber sagte es doch dem König, und der König ließ den Mann rufen.

Als er vor ihn trat, neigte er sich tief und sprach: ‚Ehe du mich töten läßt, will ich dir das Geheimnis sagen: die Menschen sind blind. Der Tod macht sie sehend. Ich habe in deinem Kerker getobt vor Angst, vor ganz wahnsinniger Angst; das war des Todes wegen, aber nicht nur des Todes wegen. — Den Tod kennt kein Lebender. Aber daß die Lebenden auch das Leben nicht kennen, sieh, das hat mir Angst gemacht, namenlose Angst. Und darum habe ich so furchtbar geschrien. König, bist du gefesselt auf der Straße gegangen (nach-

dem du ein Leben lang ein reicher und mächtiger Mensch zu sein glaubtest) und rann dir das Blut von der Stirn, und kam ein guter Mensch des Weges und wusch deine Wunde? — Sieh, da lernt der Mensch eins: die Welt sieht anders aus, als er vordem meinte. . . Und sahst du danach durch Tränen die Sonne aufgehen, indem du zum Tode geführt wirst? — Sieh, da lernt der Mensch: hab ich denn je gelebt? — Mir war alle Welt so selbstverständlich, und so hab ich darin gelebt — fast wie ein Tier; nun wurde sie mir heilig; seit dem Morgen dieses Tages, da du mich fangen liehest; fast, als hätte eine unsichtbare Hand meine Augen berührt. König, mir ist ein großes Staunen gekommen, über die Welt und über mich selbst; dies ist es, was ich dir sagen muß; — und wenn ich eine Bitte noch aussprechen darf, so ist es: daß du mir erlaubst, noch einmal an diesem Abend um dein Schloß zu gehen im Abendlicht, auf daß meine Augen noch einmal tief erstaunen können. Danach aber laß mich gleich töten; auf daß hinterher die Angst, die große Angst nicht wieder komme. . .‘

Der König war aufgestanden; blaß stand er da; sein Atem ging. Aber er beherrschte sich und

sprach: ‚Bindet ihn los.‘ Als die Diener ihn noch erstaunt ansahen, rief er: ‚Hört ihr nicht, bindet ihn los; sofort.‘ — Und danach, als er losgebunden war: ‚Laßt ihn gehen.‘

Der Mann sah ratlos um sich. Alle schwiegen. Der König wandte sich und winkte, daß sie alle gehen sollten. Und langsam, in einem namenlosen Staunen, ging der Mann fort. Er flog langsam, rückwärts schauend, die Stufen abwärts. Er ging durch den Garten des Königs im Abendlicht. Und verschwand. . .

Als Jesus nun schwieg, fragten seine Jünger nicht: Wie geht die Geschichte zu Ende? Sondern sie saßen ganz still.

* * *

Jesus aber erzählte weiter: Zum dritten lehre ich das goldene Herz. Hört diese Geschichte.

Es saß ein König auf seinem Thron mit einem schlimmen Herzen; er war voll Angst vor dem Tod, voll Gier nach dem Reichthum aller Welt und voll Meid auf das Lachen aller Menschen, denn er selber war traurig und böse. Er fragte seine Aerzte: ‚Warum bin ich traurig?‘ Sie sprachen: ‚Herr, wir ergründen es nicht.‘

Der König hatte einen Garten. Darin ging er

wohl umher am Morgen und am Abend, denn er glaubte, da in seiner Einsamkeit seines Leidens Wesen zu ergründen. Und er blieb oft stehen an den Rosen und wollte froh werden an ihrem Duft; aber es gelang ihm nicht. Und das war so, weil er ohne Liebe war.

Da kam an einem Abend, als der König wieder im Garten ging, ein Jüngling durch das offene Thor herein und wandelte auch zwischen den Beeten und Büschen. Und stand dann vor dem König. Er sprach: ‚Verzeih Herr, wenn ich störe. Ist dies etwa der Garten des Königs?‘ ‚Mein Garten,‘ sprach der König und wußte nicht, wie er seinen Jorn recht zeigen sollte vor dem Lächeln des Jünglings. Der aber sprach: ‚Erlaubt mir eins: täglich in diesem Garten zu gehen, zu irgendeiner Stunde, wie Ihr es wünscht, damit ich Euch nicht störe. Und dafür will ich Euch Lieder singen, daß Euer Herz fröhlich wird.‘

Da befahl ihm der König in den Saal zu kommen, daß er da singe. Und der König saß in seinem Stuhl, und seine Fürsten und Diener standen neben ihm. Und als der Jüngling gesungen hatte, lehnte der König das Haupt zurück an die Lehne des Stuhls, lächelte und schlief ein. —

Da dankte der oberste der Räte dem Jüngling und befahl ihm, zu bleiben in der Stadt des Königs; und sie gingen alle auf den Behen fort aus dem Saal, daß sie den König nicht weckten.

„Es ist viel Macht in deinem Singen,“ sprach einmal der König zu dem Sänger; und ein andermal: „Worin liegt die Macht deines Singens, daß es mich so bewegt?“ — Der Jüngling lächelte: „Laß mich, Herr — erlaß es mir, dir das zu sagen. Ich singe dir die Lieder, und sie machen dich andern Sinnes; ist das nicht genug?“ — Der König schwieg danach und sah den Jüngling lange mit tiefen Augen an.

Die zwei aber, der König und sein Sänger, hatten es so ausgemacht: morgens sollte der Sänger den Garten haben, und die andere Zeit der König. Und wenn einer von den zweien ihn hätte und seine Schönheit genösse, sollte niemand außer ihm darin sein. So ging der Sänger jeden Tag im Garten zwischen den Beeten, ging die Alleen hin, an den Teichen und zwischen niedrigen Büschen. Und an jedem Morgen suchte er neue Lieder im Garten und fand sie. Sie hingen im Tau, im Gras und an den Rosen. Sie hingen mit der ersten Morgensonne in den Baumkronen, sie

rauschten aus der Höhe der uralten Königsbäume nieder; er hörte sie aus den Vogelstimmen. Und mit jedem Tage leuchtete sein Gesicht mehr. An jedem Abend aber sang er im Saal des Königs.

Da trat ihm an einem mattglänzenden Sommermorgen die junge Tochter des Königs im Garten entgegen, die hatte in der Hand einen Strauß Blumen, die gab sie ihm, sah ihn an, lächelte und ging. Und dies geschah wie ein Wunder und ohne Worte. Und als sich der Jüngling von dem süßen Schreck erholt hatte, war sie hinter den Hecken verschwunden.

An diesem Abend fragte der König den Sänger abermals: „Woher hast du alle diese Lieder?“ — „Ich nehme sie aus dem Tau, von der Sonne, aus dem Wind, aus den Vogelstimmen, aus den heiligen Legenden,“ sprach der Jüngling. — „Wie ist das möglich?“ rief der König. Und er wandte sich lachend an seine Diener und Räte: „Hört ihr's, aus dem Tau und den Vogelstimmen und aus dem Wind nimmt er seine Lieder.“ Denn er dachte, der Jüngling wolle ihn anlügen. — „Ach, Herr, erlaß mir doch, dies alles zu sagen; es ist vielleicht schwer zu verstehn,“ sagte der Jüngling. — Aber der König befahl: „Ich muß das wissen. Erzähle.“

6 Der Eine und die Welt

Da sprach der Jüngling: ‚Ich weiß selbst nicht recht, wie ich singen lernte. Ich komme aus dem Lande jenseit der Wüste. Als ich recht erwachte und zu mir selber kam, war ich schon auf der Wanderung. Und nun weiß ich nicht einmal, ob ich ein Zuhause habe. Ich bin durch die Wüste gegangen bis hierher in dein Land. Ich habe in der Wüste einen Mann getroffen, einen Heiligen, vor dem habe ich gesungen. Er hat mich gesegnet und gesagt: Mit dir ist allerwege das Glück, denn du hast ein goldenes Herz —‘

‚Ein goldenes Herz —‘ wiederholte der König die Worte des Jünglings. Es bewegte ihn, und er winkte. Da sang der Jüngling. Aber der König hörte kaum bis zu Ende, stand auf, murmelte: ‚Ein goldenes Herz, ein Herz von Gold‘ und ging fort in sein Gemach.

Dahin ließ er zwei Diener rufen und sprach: ‚Ihr habt gehört, dieser Fremde hat ein Herz von Gold.‘ — Sie sprachen: ‚Ja‘ — Der König sprach weiter: ‚Was haltet ihr davon, wird es wahr sein?‘ — Die Diener sprachen: ‚Herr, wer kann das wissen? Aber ein Heiliger hat es ihm gesagt, und außerdem haben seine Lieder, die er aus seinem Herzen singt, viel Macht.‘ — Der

König nickte. ,Niemand sonst hat ein Herz von Gold. Ich nicht, ihr nicht, keiner meiner Räte und Diener. Es quält mich, daß dieser Fremde ein Herz von Gold hat. Seht, tötet ihn in der Nacht und bringt mir sein Herz.'

Dies geschah, wie der König befohlen hatte. Sie töteten ihn im Schlaf und brachten dem König das Herz. Der lachte als er es sah. ,Seht ihr, der Mann log. Es ist ein Herz wie alle Herzen. Und er betrachtete das triefende, blutende Ding. ,Ein Herz wie alle Herzen, es ist nichts Besonderes an ihm. Haha, ein goldenes Herz. Seht hinunter, verbrennt es.' — Und die Diener gingen.

Als sie fort waren, tat sich die Thür auf, und die Tochter des Königs trat herein, leise, mit bloßen Füßen, daß der König erst dachte, es sei ein Nachtwind, aber als er hinsah, war es seine Tochter. Sie sprach: ,Gib mir das Herz.' — Der König sah sie an und sprach langsam: ,Es liegt schon im Feuer.' — Sie sprach: ,So gib mir das Feuer mit dem Herzen.' — Der König sprach: ,Ich will es tun.' Rief nach den Dienern und sprach: ,Gebt es ihr.' Und sie gaben es ihr, und sie nahm das Becken mit dem Feuer und dem brennenden Herzen und trug es fort.

Als es ausgebrannt und nur noch Asche zurückgeblieben war, nahm sie die Asche, streute sie in die Beete des königlichen Gartens und machte Erde darüber.

Danach wurde Winter. Der König saß in seinem Haus einsam in Sinnen, traurig, neidisch und in Aengsten; er dachte nach, ob es goldene Herzen geben möge; und ob ihm vielleicht, wie er seinem Sänger getan, der Verrat kommen möge im Schlaf, in der Nacht, daß er getötet würde und er wisse nicht wie. So quälte ihn die Angst, und er ward seines Lebens nicht froh; und so war er der Gefangene seines bösen Herzens und verbrachte die Tage in währendem Grauen.

Es kam aber der Frühling und die Sonne. Da standen auf den Beeten Rosen, die vordem da nie gestanden hatten; die trugen fremden Duft und waren von ganz dunkler Farbe. Die Diener des Königs wußten nicht, die Gärtner nicht, wie sie dahin kämen; nur die Tochter des Königs wußte es; sie stand manchmal, wenn niemand es sah, dabei und atmete den Duft — und meinte die Liebe des goldenen Herzens zu hören, und eine Träne aus ihren Augen fiel wohl in die Blüten.

Jesus schwieg. Und die Seinen schwiegen auch.

— „Die Nacht ist spät,“ sagte er dann. „Wollt ihr nun nicht schlafen?“ — Sie aber sprachen: „Rein Herr, diesmal nicht. Auch lohnt es kaum noch. Laß uns die Nacht durchsitzen mit dir; bis an den Morgen, bis die Sonne aufgeht.“

Jesus erzählt den Kindern

Seine Jünger aber sprachen zu ihm: „Meister, es sind Boten gekommen, es steht ein großer Haufe Volks am See und will dich hören.“

Jesus aber stand zweifelnd in der Mitte der zwölf, sah über ihre Häupter hinweg und sprach, wie im Traum: „Hören wollen sie mich? Was hören? Muß ich immer dasselbe lehren? Ist der Weg der Wahrheit so lang?“

„Um der Gerechtigkeit willen,“ sprachen seine Jünger, „laß das Volk nicht länger warten. Und ist es nicht der Gerechtigkeit wegen — so erbarme dich ihrer.“

„So laßt uns denn gehen,“ sprach Jesus, wie ein müde Erwachender. „Gott wird wissen, was ich ihnen sagen will. Vielleicht fällt es mir auf dem Wege dahin bei.“

Und sie gingen durch das Sommerland. Da stand das Korn kurz vor der Reife. Und die Wiesen waren schon glatt geschoren. Sie gingen alle schweigend: Jesus und seine Jünger. Er dachte: „Gott mag wissen, warum der Weg der Wahrheit so lang ist. Aber es macht wohl müde, immer neu zu lehren, was allerwegen klar ist und gut und

selbstverständlich: die Sonne, das Glück, die Liebe und die Hoffnung zu Gott.“

Und da kamen sie an ein Dorf, und auf der Wiese spielte ein Häuflein Kinder in der Sonne.

Jesus blieb stehen mit seinen Jüngern und sah zu: wie sie sangen und hintereinander liefen und sich im Gras wälzten.

Es war aber ein Kind dabei, das kannte Jesus und sagte leise zu den anderen: „Der Rabbi Jesus sieht uns zu.“ Da hörten sie langsam nacheinander auf zu spielen und standen umher und sahen ihn alle an. Und Jesus sah sie wieder an und lächelte ihnen zu. Da lächelten sie wieder. Jesus sprach: „Ei, ihr Kinder, kommt näher.“ Da sahen sie sich erst alle einander an und schoben sich langsam, langsam vor.

„Vielleicht habe ich etwas für euch,“ sprach Jesus.

„Was denn?“ fragten einige.

„Geschichten,“ sprach Jesus. „Wir wollen uns im Kreise hinsetzen.“ Da setzten sie sich im Kreis, Jesus und die Kinder.

Die Jünger aber standen dabei und sprachen: „Meister!“

Und er sahe sie fragend an. Sie sprachen: „Ge-

denke des Volks, es wartet und dürftet nach deiner Rede.“ Jesus sprach: „Sie sollen noch ein Weniges warten. Ihr seht, auch die Kinder wollen hören.“ Und wandte sich zu den Kindern: „Was soll ich euch erzählen?“

Da schrie ein Kind: „Von den Sternen.“ Die anderen nickten; und Jesus nickte auch und erzählte: „Als noch die Welt nicht fertig stand und Gott aller Zukunft große Herrlichkeit und werdende Vollendung bedachte, da umstanden ihn schon der Engel erste und war viel Dunkels noch in den Himmeln. Aber alle Engel umstanden ihn mit ihrem Ernst und ihrer Treue. Und Gott gedachte, wie sie wenig Freude noch hätten in dem Himmel und er gedachte, ihnen Freude zu machen und trat in einer Nacht hinaus in die Weite des Raumes, der noch schwarz dalag, und sprach: Wohl, so will ich ihnen eine Wiese bereiten, daß sie lachen werden. Und ging dahin und schwenkte die Hand und den Arm, groß, groß über die Weite, so wie ein Bauer tut beim Säen, und schritt hin und her und weit hinaus nach allen Seiten und säte viel. Und sieh, da ward eine Wiese am Himmel und blühte sanft und schön im Dunkelblau der Nächte. Und er kam zurück zu seinen Engeln und

rief sie herzu; und sie sahen es, und ihrer Freude war kein Ende.“

Da klatschten die Kinder mit den Händen und freuten sich auch und sprachen: „Wir kennen die große Wiese, wir haben sie gesehen in der Nacht. Erzähle weiter.“

„Was denn?“ fragte Jesus.

„Von den Wolken,“ sprachen sie.

Jesus nickte und sprach: „Dies ist eine Geschichte von den Wolken. Einmal, da kommt die Zeit, da gibt es nur noch Kinder auf der Erde; keine Erwachsenen mehr. Wohl wird noch ein Unterschied sein: es wird Große und Kleine geben, aber nur Kinder. Und eines Tages werden die sagen: Wir wollen das Fest Gottes feiern. Und Gott wird es hören und sich freuen, daß sie seiner gedenken. Da werden alle sich schmücken und werden Kerzen in den Händen tragen und Sträuße von Blumen und Birkensträucher und werden ihre guten Kleider anhaben. Dann wird Gott alle Wolken zusammenrufen und wird sie zusammenlegen und wird eine lange Straße machen vom Himmel bis zur Erde: einen weißen Wolkenpfad, und danach wird das Abendrot darauf scheinen und die Himmelbrücke rosenrot anmalen. Danach werden die Kinder in

langem, langem Zug hinaufgehen bis an das Haus Gottes. Und werden vor seiner Thür das Lied Gottes singen und werden heimgehen auf die Erde.“

Die Kinder lächelten wieder und sprachen: „Erzähl weiter.“

„Was denn?“ frug Jesus.

„Von der Nacht,“ sprachen sie.

Seine Jünger standen hinter ihm in Ungeduld, traten von einem Bein auf das andere und sprachen: „Meister, das Volk wartet; wenn es nun ungeduldig wird und geht, so ist niemand nachher da.“ Jesus sah sie groß an und schwieg zuerst; dann sprach er: „Ihr seht, wie ich eifrig lehre und ihr mahnt mich, mehr oder Größeres zu tun? Ist dies zu gering?“ Sie sprachen: „Wir wissen es nicht, Meister.“ Da erzählte Jesus den Kindern: „Alles Licht kommt von den Augen Gottes. Und daß es Tag und Nacht gibt, daß beides aufeinander folgt, das ist so: Gottes Augen gingen gern über die Welt hin, die er geschaffen hatte; denn es dünkte ihn, daß alles recht gut wäre. Und es war auch erst recht gut. Aber dann geschah es, daß immer, wenn er eine Weile geschaut hatte (einen Tag lang), seine Augen müde wurden vom Schauen, weil er so viel Unschönes und Häßliches

auf der Erde sah. Er sah Menschenbosheit und Gottvergessen. Dann legte er seine Hand auf die Augen. Und gleich ward es Nacht; denn die Sonne, das Licht des Tages, ward gram wie Gott in seinem Herzen und vermochte nicht mehr zu leuchten. Aber um den Morgen kommt seine Sehnsucht wieder, die Welt zu schauen, und er tut die Hand von den Augen, und siehe, da ist es Tag. Alles Licht ist aus den Augen Gottes."

Hier hob ein Kind die Hand, lächelte und sprach: „Meister."

Er sprach: „Was denn?"

Das Kind sprach: „Aber du vergiffest, es ist doch Licht auch in der Nacht; denn die Sterne sind ja da."

Jesus sprach: „Wohl, wohl, du hast recht. Aber das ist ja die blühende Wiese der Engel im Himmel, daß die nicht ohne Freude sind. Leuchtet sie nun auch den Menschen in der Nacht und freuen sie sich daran, so mag Gott das nicht hindern; denn er ist nicht grausam." Und er erzählte weiter: „Als nun die Zeit war, da alle Menschen Kinder geworden waren, hatte Gott keine Lust mehr, seine Hand auf die Augen zu decken. Denn es war nun lauter Freude geworden auf der Erde

und lauter Schönheit. Und da war nun ewiger Tag. Und wenn die Menschenkinder schlafen wollten, mußten sie sich in den Schatten der Bäume legen. Und das dauerte lange. Denn Gottes Auge ist ewig.

Ganz zuletzt aber, nach vielen, vielen Jahren, kam den Kindern eine große Sehnsucht, im großen Dunkel zu sein, nach so vielem Licht. Und sie kamen zu Gott auf der weißroten Wolkenbrücke und dem Wolkenpfad, den Gott hatte stehen lassen zum Gedenken an das Fest der Kinder zu seiner Ehre; und sie standen vor Gott und baten ihn: lege das Dunkel über uns, denn wir sind müde des Lichtes und müde der Welt. Auf daß wir lange schlafen. — Und Gott sann bei sich selber: Es sind Kinder. Ich will ihnen nicht zürnen. Müde zu werden ist Art alles Irdischen. Und so sagte er: Ja, ich will es tun. Und da hob er seine Hand und legte sie über die Erde; also, daß in aller Welt Licht war, nur auf der Erde nicht. Und da lagen sie alle im Schlaf; lange, lange, bis zum großen Erwachen.

Denn hinter allem Schlaf kommt ein Erwachen . . .“

— — — — —
Und da Jesus aufstand, auf daß er ginge mit

seinen Jüngern (denn er wußte wohl, daß sie nur ungern ihn so lange bei den Kinder sahen), standen die Kinder da und sprachen zu ihm, als er fortging: „Meister, komm wieder. Komm bald wieder.“ Und Jesus winkte ihnen zu und nickte und lächelte: „Lebt wohl . . .“ Und ging danach schwelgsam und wie in tiefen Gedanken mit seinen Jüngern weiter: ob sie noch das Volk fänden, das da stand und wartete am See.

M a r i a (B e r s l e g e n d e)

1. Hoffnung.

Denn Maria war des Glücks so voll,
War des Glücks so schwer, die Füße trugen
Kaum die Last, die ihr vom Herzen quoll —
Und der Himmel kreifte ihr zu Haupt.

Kreifte blau . . . Und golden war die Sonne . . .
War ein Abend selig, Flammen schlugen
Ueber ihrer Andacht, ihrer Wonne
Eng zusammen. Purpurn lag das Licht —

Ihre Seele hatte so geglaubt
Wie das ward, was so die Tage reiften;
Denn sie war ganz Glück und zweifelte nicht.
Hand und Auge streiften

An die Dinge — an den Horizont,
An das samtne Blau der Nächte, an die Sterne;
Und sie dachte aller Wunden gern,

Die noch kommen müssen. Denn sie wußte:
Gott war nahe nun, wie ehe, da sein Wort
Ihr ins Blut sank, und am zeitenlosen Ort
Sie der Bote aus dem Himmel grüßte —

Denn sie war so tief und fest gegründet,
Daß sie nun in diesen stillen Stunden

Fühlte: Was der Engel mir verkündet
 War ich vordem schon; die Jahre runden
 Langsam sich zu eins — Aus allen Weiten,
 Aus der Ewigkeit und aus den Zeiten
 Rundet sich das Herz des Kinds; in Weltenweiten
 Wächst des Kindes Seele . . . Um mich breiten
 Sich des Vaters blaue Einsamkeiten.

Denn wie ich in Werdens Freude schwelle,
 Steh ich immer noch mit offenen Türen,
 Daß der Welten Wunder an mich rühren:
 Licht und Dunkles, Traum und Helle —

Meiner Wunder harr ich . . . wenn das Kleine,
 Das ich meine, nun bald seine
 Augen glänzend in die Welt aufbricht,
 Wenn aus seinem Kinderangesicht
 Und aus seinem Blick mir widerstrahlt:
 Gottes Tiefe, Gottes Allgewalt.

2. An einem Herbsttag . . .

An einem Herbsttag, blau und golden,
 Ein feiner Dunst hing durch das Licht,
 Die roten Ebereschendolden
 Am Wege glühten. — Leise strich

Ein kühler Wind. Besonnte Hügel
 Hoben sich aus der Ebne auf,
 Wolken zogen wie weiße Flügel
 Am hohen Himmel. Der rasende Lauf
 Der weißen Straße durchs stille Land:
 Gradaus entwich . . . Und die Wiesen lagen
 Ganz still und sanft . . . Ein Spinnweb fein
 Schwanke im Wind und spann sie ein . . .

Maria saß wie in jungen Tagen,
 Maria sann so seelallein.
 Auf ihrem Scheitel lag Sonnenschein,
 Und all ihr Sinnen war nur ein Fragen:
 Gott, muß dies sein??

Muß also sein Glanz verborgen sein,
 Müssen die Bösen seiner lachen?
 Muß seiner Rede süßer Wein
 Nur wenige Fromme selig machen?

Mein Herz lag, Gott, in deiner Hand,
 Es ruhte auf deinem Blut,
 Es schmiegte sich selig-unverwandt
 In deine sanfte, warme Flut — — —

Mein Sohn, o Gott, ist also dein:
 Daß seine Augen Dein Licht aussenden,

Durch mich trank er von dir; es scheint
Deine Liebe von seinen Händen.

Seht nun, was Dein ist, Gott, verkannt,
Sering auf Erden? Muß es leiden
Die Qual ruhlosen Wanderns im Land,
Zu Menschen gehn, um wieder zu scheiden?

Immer nur scheiden von Stunde zu Stunde,
Von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz — —
— — — — —
Gott, wessen ist Leid? Gott, wessen der Schmerz?

*

Und da kam Antwort. Aus Gottes Munde.
Sanz still die Stimme. Ihr helles Gesicht
War leise rot. Und das Herz schlug. Gott sprach:
Ich künde
Zum andernmal Dir nun: Stern und Licht . . .

Alles ist Mühe! Mein Tun und Deines.
Mein Sohn, dein Sohn, weiß, wessen ist
Das Leid, der Schmerz . . . Wenn er sein reines
Auge aufstut — weist du: Gott grüßt — — —

Sie sprach: Ich weiß. Die Stimme sprach: Darum
So sollst Du nicht fragen. Nur sein und tragen!
So groß ist die Welt, und das Leid so klein,

Es kann nicht die tausend Wunder überschrein,
Die Mein sind, Mein! Halte dein Leid unter der
Hand;

Frage, und frage nicht: Warum
Wandelt Gott nicht in Glück das Leid . . .

Wandle es selbst zum Glück. Dein Sohn,
Mein Sohn, kündet die neuen Wunder schon
Fern im Land — — und von Land zu Land
Wird er noch wandeln wie Feuerbrand;
Wird Sein Lied singen: ich künde das Glück,
Ich bringe euch Gottes Eden zurück!
Kein Leid ist mehr; ist alles Glück.

*

Maria schaute auf ihre Hände nieder,
Maria sann und wagte nicht aufzusehn,
Aus Furcht, sie sähe Gott im Zenith hoch stehn.
Aus Demut — Sie sann. Wie tausend Lieder
War der Hauch Gottes. Sie fühlte das Licht,
Sie hörte ein Rauschen des Laubes und fühlte
Schatten schwanke,
Und also schwankten auch ihre Gedanken
Bis sie auffah und hatte auf ihrem Gesicht
Ganz stillen Glanz . . . Und sagte: So groß ist nun
Dies Wissen; und wahr und tief beseeligend,

Seele kann darin ruhn:

Das Glück ist in der Welt, Gott selber tut es kund.

Aus meinem Schooße ist das Licht erblüht,
 Der dunkel war im Traum, im süßen Traum.
 Nun wandelt ein Wort, ein Lied, und wird nicht müd:
 Christ — unser Sohn, der kündet des Himmels Lied
 Bis an der Tage Ende und der Welten Saum.

3. Maria weiß . . .

Maria weiß: Gott ist der Herzschlag der Welt.

Maria weiß: Christ ist das Herz.

Maria erinnert sich: einmal hielt

Ich ihn unterm Herzen, bis er mit Schmerz
 Mir hervorbrach, und da schrie ich und lächelte dann
 Ganz tief im Glück. Wie das Blut ins Stroh rann,
 Lag das Kind, und sein Auge zum ersten Mal
 Sah Gottes großen Sternensaal . . .

Zum ersten Mal? Oder zum andern Mal?

War Christ nicht ewig . . . das Herz der Welt?

Ist ewig nicht Mutter-Marias Qual

Und ihr Glück, wenn das Kind sie in Händen hält . . .?

Und die Qual nach dem Glück zum andern Mal:

Wenn der Sohn in die Welt geht, die verworrene
 Welt,

Um seinen Atem ihr einzuhauchen,
 Um sie in seine Liebe zu tauchen??
 Christ ist der Mittelpunkt der Welt,
 Der alles Geschehen umfaßt und hält
 Und sühnt, und alles richtig stellt,
 Und der da zeigt: Zum Glück wird Qual
 Und zur Stille das Leid —
 Und Schönheit und Licht sind der Welt Kleid.
 Das Herz des Christ und sein Blut wollen klopfen
 Durch jedes Ding, jeden Menschen — — — so
 wird er gesund.

Auf den Bergen steht Christ und lehret mit glü-
 hendem Mund;

Seine Worte hämmern hart, oder sie tropfen
 Leise wie fruchtbarer Regen aufs Land.

Christ geht durch die Flecken, sie nahen ihm scheu,
 Sie nahen ihm gern, sie nahen ihm fromm.

Sein Auge lächelt ganz ruhig: Komm! Komm!
 Und sie kommen, und er legt auf die Kranken die
 Hand,

Die rote, blutwarme Gotteshand . . .

Maria weiß: Großes geschieht . . .

Maria sitzt ganz allein . . .

Sie lauscht eines einsamen Vogels Lied —

In ihre Freude webt eine kleine Trauer sich ein:
Ihr Sohn! Ihr Sohn! wird fremd, heimatlos,
Hat nicht zur Nacht sein Haupt zu legen,
Er steht auf den Bergen, er wird ganz groß,
Er wächst ü b e r Menschenmaß, Wolken legen
Sich ihm auf die Schultern — — und der ewige
Himmel des Höchsten —

So trauert Maria und schaut im Sinnen den Sohn.
Soll sie nicht trauern? Soll sie froh sein?

Da lächelt sie schon

Im Traum entrückt. Leise in Dämmerung fein
Wehet ein Windlein. Wehet ein Windlein.

Maria oder die Tragödie der Mutter

Wie haben fromme Maler Maria gemalt: die Heilige, die den Gesandten Gottes gebar, den Heiland der Welt? Blond, blau, golden und mit ganz weißen Händen, und so ist sie, die da horchte der Verkündigung in der einsamen Stunde, entrückt, sie, die Verlobte Josephs und doch ganz untertän und gehorsam, die Magd des Höchsten.

Das ist die engelhaft Süße, mit dem versunkenen Sinn, die da der Welt gab der Wunder Größtes. Und es erscheint ihr Stern in der Winternacht, und sie schaut zu ihm auf und sieht den Himmel offen und blickt gütig. Und seh: ein Knäblein liegt ihr im Schooß, der schwer trug, und es lächelt ein Kind, drängt an ihre Brust. Hängt am Hals ihr, zu Nazareth, wenn sie hingehet mit selbigem Schritt und selbigem Lächeln.

Seht an den Brunnen, geht in den Garten, ruft Joseph zum Essen hereln, deckt den Tisch mit Linnen und trägt auf Speise und Trank. Steht am Morgen und schaut den Hügel hinauf, steht am Abend und lauscht einem fernen Lied. Das ist Maria, die Süße, die himmlische, heilige Frau und fast immer noch Jungfrau.

Das Knäblein, das älteste (der Gesandte Gottes)

läuft schon allein im Haus und Garten und auf dem Zimmerplatz. An der Brust Maria's liegen die jüngeren Geschwister. Sie wartet ihrer mit gleicher Liebe, aber ihr Blick ruht öfter auf der Gestalt und dem Gesicht jenes, der aus ihrem ersten tiefen Traum hervorblühte. Sein Wesen ist anders wie mancher Kinder sonst. Er liebt die Blumen, die Sonne, den blauen Himmel und die Stimmen der Vögel.

— — — — —

Das ist Maria, die der Kinder wartet, die sie alle mit Liebe umschleßt in ihren Gedanken und deren Traum und Warten still geworden ist. Die nur manchmal nachdenklich sitzt und sinnt.

Es ist noch keine Müdigkeit in ihr, sie ist noch immer hold, blau, golden, weiß und süß. Eine Himmlische. Joseph naht ihr manchmal mit halber Ehrfurcht, wie einem kostbaren Dinge, das aus der Schatzkammer der Könige kam.

Das ist Maria, die blaue, englische, süße; golden wiegt ihr Haupt im Sommerwind. Aber diese Maria meine ich nicht, wenn ich diese kleine Geschichte erzählen will.

— — — — —

Jesus war schon Mann, er arbeitete aber noch auf seines Vaters Zimmerplatz, oft schweigsam, nachdenklich, sinnend, schauend in den Pausen in Sonne, ins Feld oder bis über die Hügel.

Manchmal am Sabbath, aber auch sonst ging er in die Schule und las dort in den heiligen Büchern, die ihm der Meister der Schule gab.

Danach ging er wohl hinaus ins Feld und setzte sich in die Blumen. Maria aber war schon in die Jahre gekommen, da sie ganz leise und fein anfang grau zu werden. Dennoch war ein Nachklang jener süßen Schönheit und himmlischen Jugend in ihrer Gestalt und in ihrem Schritt. Sie stand oft am Abend am Zaun, wenn der Sohn heimkehrte von seinen stillen Gängen. Dann faßte sie seine Hände und lächelte glücklich.

Sie dachte: wie ist er herrlich, hat einer Mutter Sohn Hände wie der meine, Augen wie der meine, Haare wie der meine; ist er nicht schön, wie einst Salomo? Gott hat ihn gesandt. Mehr aber dachte sie nicht. Sie hätte schon denken können: Was wird er tun in der Welt, welches wird sein Weg sein, wird er ein Priester werden und zuletzt ein Hohepriester oder was wird er sein, wird er des Fürsten Ratgeber werden und Gutes vollbringen

in seinem Namen? Wird er ein Prophet werden wie Elias, der da Könige richtete in Gottes Namen und läßt Dürre kommen und Regen? (Und dachte dabei nicht, wie Elias Leben Mühe und Qual war. Ihr erschien der Glanz und die Krone über dem Haupte der Propheten, die schon so fern standen, wie heilige Statuen, die das Leid nicht mehr zeigen, das auf die Krone gelegt ward: Mühsal und Plage, auf daß das Glück, Gott zu dienen und Gottes Werk zu tun, bezahlt werde.)

Dessen gedachte sie nicht oder wußte nicht davon, denn wie sollte sie wissen, was jene Propheten einst lebten und waren?

Sieht doch niemand sich selbst. So sah sie sich selbst nicht und konnte nicht wissen, daß jetzt das begann, die Lage, mit denen sie das Glück verdienen mußte: Gottes Sohn geboren zu haben.

Sie dachte nur: Mein Sohn ist schön, seine Rede ist stark und fein, seine Gestalt fest, stark und doch lieblich. Er wird unter den Menschen geehrt sein, es mag nicht leicht ein Weib sein, das ihn verdient, es mag nicht leicht ein Amt in der Welt sein, das ihm genüge, denn er hat den Blick eines Königs.

Und eines Abends, als er wieder heim kam und

sie am Saun stand und wartete seiner Heimkehr und lauschte der Stimme des Dunkels, des Windes, und sah die Sterne an — faßte sie seine Hand im Dunkel und drückte sie und sprach: Mein Sohn!

Und Jesus fühlte ihre Liebe und sprach: Ja?

Mein Sohn, sprach sie, ich gedenke deiner vor allen andern, vor dem Vater Joseph und vor den Geschwistern. Am Morgen, wenn ich aufwache, bei der Arbeit und Abends auch, wie du siehst.

Ich weiß es, Mutter.

Auch träume ich viel von dir, mehr als von den andern.

Ich weiß es, Mutter.

Ich habe gedacht, ob es nicht unrecht sei, daß meine Liebe mehr bei dir ist, als bei den andern. Aber ich kann ja nicht anders.

Jesus sprach: Du kannst nicht anders, das ist recht, weiß ich doch, daß dein Herz immer bei mir ist, und es beglückt mich. Da drückte sie seine Hände fester, die sie noch immer hielt und atmete tief.

Jesus sprach weiter: Auch ist deine Liebe ja auch bei den andern — und du liebst sie dennoch inniger und mehr, als sonst Mütter ihre Kinder lieben und Frauen ihre Männer. Denn sieh: Du

hast ein so großes, sonniges Herz, das von Gott ist, daß es der Liebe mehr vermag und strahlt als Menschenherzen gemeiniglich tun.

Du sagst es, rief sie. Ja, dein Blick ist tief, und du weißt der Menschen Wesen und Sein. Sieh, darum liebe ich dich ja sonderlich, denn du bist von Gott gesegnet.

Ich weiß es Mutter, ich fühle in mir werden eine Kraft, die wohl einmal sehnt, viel zu tun, weil sie groß ist, aber das ist nicht meinetwillen, sondern wohl um Gottes willen und um der Welt willen.

Du sprichst wahr, sagte Maria. Ich habe oft es so geahnt, nur daß ich es nicht zu sagen wußte, und das ist ja nun auch das, was ich mit dir reden wollte. Was denkst du, Lieber, was deines Amtes bald sein wird in der Welt? Oder was deiner Tage Tun sein wird? Oder deines Herzens Glück sein wird?

Ich habe dem nachgedenken, sprach Jesus, ich werde es bald wissen. Ich habe mit Gott geredet in diesen Tagen, in der Sonne, in den Blumen und in der Einsamkeit. Auch in den Nächten, wenn ich nicht vor Morgendämmerung heimkam.

8 Der Eine und die Welt

Immer wenn ich in der Schule war und hatte gelesen die Heiligen Bücher.

Ja, fragte sie, wirst du es bald wissen? ich habe an diesem Abend viel gedacht und fand dies, daß es nicht leicht ein Weib sein möge, was dich verdient und dir das Glück bereite, daß nicht leicht ein Amt sein würde, das deiner würdig sei, es sei denn: Der Erste des Königs zu sein oder selber ein König. Siehe: in deinem Haupt ist Weisheit und Liebe und eine unaussprechliche Güte und Reine. Mein Sohn, so viel Glück darob in meinem Herzen ist, so fühl ichs doch manchmal leise bangen und beben wie kleine Blumen im Wind, wenn ich gedenke, daß die Welt noch nicht gut ist und denke: daß es schwer sei zu finden, was dir zu tun eignet, auf daß die Welt (ob sie gleich nicht ganz gut ist) erfahre und schaue, wer du bist. Und daß du von Gott ausgestattet bist: schön, stark und gütig anzusehen.

Jesus sprach: Wir wollen es aus Gottes Hand nehmen, Mutter. Es ist nichts anderes not denn dies: erhorchen, was unser Vater meint.

Unser Vater — ?

Ja, der Vater. Steh, ich bin dem ganz nahe, was er meint. Du Liebe wirst am ersten wissen

können, was ich meine. Da Gottes Engel dir einmal nahe war, und du in Demut lauschtest, kann Gottes Wille dir immer nur Glück sein.

Ich war nur Demut, Lieber.

Ich weiß, nun wohl, Mutter, ich sehe noch alles das in dir, was jung und schön und lieblich ist und — das wird dein Sohn sein und bringen.

Sie sprach: Ich sinne, aber ich schaue es noch nicht klar.

Glück, überschwengliches Glück, sprach Jesus, Sieg und Glaube. Von nun an beginnt für die Welt, für Gottes große Welt, die Zeit der Befreiung und Erlösung. Wenn ich meinen Weg begonnen haben werde, wird es alles offenbar werden.

So gingen sie in das Haus, und in Seligkeit schlief Maria ein. Träumte auch von ihrem lieben Sohn, sah ihn auf königlichem Stuhle und es dienten ihm viele. Viele, die seine Weisheit verkündigten, und die seine Befehle herausstrugen, und es war ihm Macht und Reichthum gegeben, und er that, was gut und groß war: den Bedrängten helfen, den Armen, daß sie leben konnten von Acker und Weide, den Verfolgten, daß sie Ruhe fanden, den Kranken, daß sie gesund wurden.

Und Menschen auf den Gassen und in Häusern rühmten des Sohnes Weisheit, Macht und Tun. Und sie hörte dies alles im Schlaf und im Traum und freute sich, also, daß sie des öftern erwachte in der Nacht und des Morgens frühe aufstand, noch vor den andern, und ging in den Garten, in den Tau und sah mit glänzenden Augen das Licht.

Es war aber dies die Zeit, daß Jesus seine Sendung beginnen sollte, wie Gott voraus gedacht.

Und Jesus war auch aufgestanden und auch hinausgegangen in den Tau und so stand er auf einmal bei ihr und faßte ihre Hand.

Er sprach: Es ist mir gekommen in der Nacht, noch ehe ich einschlief und darnach schlief ich fest und tief: daß ich nun gehen muß.

Sie sah zu ihm auf und verstand ihn noch nicht und wartete.

Er sprach: Ich denke dem nach, Gott will, daß es nun beginnt.

Was, mein Sohn?

Das Werk.

Und was wirst du tun?

Sehen. Fortgehen. Ich werde es alles wissen zu seiner Zeit.

Nun denke ich dem nach: ob ich warte, bis

der Vater da ist und die Brüder da sind und die Schwestern — sieh, ich bin euer Sohn und habe Arbeit getan in Haus und Hof und Feld, ich weiß auch, daß es den Vater freut und er nicht gern sehen wird, wenn ich gehe. Und gar erst wenn ich ihm nicht sagen kann, zu welchem Tun ich gehe. Denn ich gehe vorerst noch zu keinem Tun.

Wohin denn, Liebster?

In die Einsamkeit. Daß ich da tief noch lausche — und alles wisse. .

Da schwieg Maria und die zwei standen einander gegenüber.

Bis Jesus sprach: Du hast eine sanfte Stimme. Du hast ein gutes Herz. Und sie hören dich alle gern, der Vater und die Kinder. So rede du mit ihnen und bitte sie und sage, ich sei gegangen, weil ich müsse. Und daß ichs heimlich getan und ohne Abschied, um ihnen Schmerz zu sparen und mir. Und daß ich wiederkommen werde zu seiner Zeit. Und daß ein jeder Mensch das tun müsse, was Gott wolle und sich dem nicht entziehen dürfe, was Gott ihm auftrage zu tun, wie Mose es zeige, der Größten einer und Gottes Liebliche einer.

Sie sprach: Ich will es tun.

Und so schieden sie. Jesus ging aus dem Gar-

tentor und bis ins Feld und die Hügel hinan, an den drei Feigenbäumen vorbei, durch das Licht, immer noch durch das Licht, durch die helle Sonne und war zuletzt verschwunden.

Maria stand und bebte fein. Im Morgenwind flatterten ein paar graue Fäden ihres Haares, das sonst noch blond war.

— — — — —

Schon lange war Jesus aus der Wüste zurück, und die ersten Treuen gingen mit ihm, jene, die ein Sehnen trieb; ein Sehnen, aus den Nächten geboren, ein Sehnen, geboren aus dem Traum vom Glück der Welt. Und da waren ihre Augen aufgetan worden, also, daß sie sahen die Herrlichkeit Gottes, in den Augen und den Mienen Jesu.

Und es war Botschaft gegeben an Johannes Diener: Sagt eurem Meister, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Das Glück hatte begonnen auf der Erde, das „Heil“ der Welt. Die Gesundung des Menschen in Gott.

Und war kein Zweifel, daß er von Gott war, denn kein Zweifel, die da sahen und hörten.

Doch waren ihrer noch wenige. Denn es waren die Augen der Menschen noch nicht aufgetan — und stand vor ihrem Blick noch anderes, was sie hinderte, zu schauen den Glanz seiner Gestalt, und war in ihren Ohren, was sie hinderte, zu hören den Wohlklang seiner Rede. Also, daß er mit den wenigen Vertrauten oft vergeblich zu den Menschen sprach, daß sie da hingingen im Staub der StraÙe als solche, die da Narrheit reden oder was den Menschen ein Aergernis oder ein Anstoß ist. Also, daß sein Königtum noch verborgen war.

— — — — —

Nun geschah es an einem Tage, daß Jesus zu der Stadt Nazareth einging, von der er einst ausgegangen war, und es war Nachmittags und er ging mit seinen Jüngern die StraÙe hin, wo die Kinder spielten und die Sonne auf den Steinen und dem Gras lag. Und er ließ die Jünger da und hieß sie zu Bekannten gehen und ging allein die letzten Schritte und kam zu seines Waters Haus. Da sah Maria aus dem Fenster heraus und sah ihn an, lächelte und ihr Blick tauchte in dem seinen

unter. Er kommt in der Sonne, dachte sie, so wie er einst ging in der Sonne. Jesus aber war schon auf die Schwelle getreten, und es erschien ihm alles klein, das Haus und die Türe. Er neigte das Haupt unter dem eichenen Pfosten und trat ein. Da standen die Brüder und antworteten fast leise und verlegen auf seinen Gruß.

In der Zimmertür aber stand Maria und sie sprach zu ihm:

Was bringst du mit dir, was ist da so hell?

Die Brüder sprachen: Er kommt so arm, als er ging.

Maria sprach: Dann ist er reich gewesen, schon als er ging. Die Brüder sprachen: Er blickt wie ein Fremder und lächelt verstört.

Maria sprach: Eben darum bereitet ihr ihm freundlich ein Mahl und ein Lager.

— — — — —

Es war aber in der Nacht und schon nahe vor dem Morgen, da lag er wach und es tat sich leise die Türe seiner Kammer auf und Maria, die Mutter, trat herein.

Sie setzte sich zu ihm und sprach: Sag mir, Sohn, was ist es mit dir?

Er sprach: Ist dir nicht Kunde geworden von mir?

Sie sprach: Ja. Kunde so, und auch andere Kunde. Kunde, daß deine Rede gewaltig und groß ist und Kunde, daß du Narrheit redest.

Jesus lächelte und sprach: Nun wohl, so weiß meine Mutter, welche davon die rechte.

Sie sprach: Das wohl. Aber gestern, da du kamst, in der Nachmittagssonne, war es wie lauter Feuer, und es folgte dir ein Strom lauterem Lichtes. Wie ist das, kannst du im Feuer gehen? Bist du mehr als wir?

Ich weiß nicht, Mutter, kam ich im Feuer?

Da klammerte sie ihn in Trauer und Angst und sprach: Du bist der Meine, willst du uns ganz fremd werden?

Er sprach: Ich diene Gott und bin in die Welt gesandt . . . verstehe mich, wer kann. Und nach einer Weile sprach er weiter: Du bist meine Mutter und die Freundin meiner einsamen Kindheit und es wird die Zeit kommen, wo du mich ganz erkennst. Und er war aufgestanden und hatte schon seine Kleider angetan und sprach: Nun will ich abermals gehen, vielleicht, wenn

die Sonne aufgeht, siehst du mich gehen im Feuer.
Die Meinen warten schon am Thor.

Sie sprach: Wer sind die Deinen?

Er sprach: Die mir glauben und meiner Sendung glauben.

Sie sprach: Wirfst du nicht von den Geschwistern Abschied nehmen?

Er sprach: Es ist noch früh. Sie schlafen ihr kleines Leben aus, laß sie noch schlafen, Mutter, siehe, sie sind eine Burg um dein mütterliches Bangen und ein Trost deines Altwerdens. Ich aber werde nie alt sein, eher bin ich schon zu alt geworden. Nun sieh, wie ich lächle. Ich gehe hinaus, mein Leben zu leben: schwer, nötig und einsam — und im Glück. Du aber sollst, wenn du an mich denkst, immer wissen, daß mein Leben glücklich sein wird, so oder so, glücklich, nötig und einsam. Du sollst an mich denken mit Lächeln und ohne Scham und ohne Zorn.

Da sprach sie: Soll ich Jesus? Und lächelte.

Und als er ging, schliefen sie alle noch, und die Stube war fröstelnd grau in der einsamen Dämmerung. Da sprach er: Lebewohl, Mutter, das letzte Lebewohl ist dieses nicht.

Sie stand am Fenster und sah ihn noch, wie er den Weg hinging und verschwand.

* * *

Und es steht geschrieben: Es ward ihm angesagt: Deine Brüder und Schwestern sind draußen und wollen mit dir reden. Und er antwortete ihnen: Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? Und wartete ihrer Antwort nicht und sprach: Das sind meine Brüder und meine Schwestern, die den Willen tun meines Vaters im Himmel.

* * *

Er kam aber noch einmal heim, und das war in einer Nacht, und die Nacht war dunkel von Wolken überhängt. Und seine Jünger warteten draußen vor der Stadt.

Es war aber Maria allein im Zimmer, und sie saß bei einer Lampe und nähte und sann. Sie sann noch immer dem frühen Traum nach, dem Glanze und der Herrlichkeit nach, mit der sie seine Gestalt im Traume umhangen hatte. Und er trat vor sie und sprach, als sie ihre müden Augen zu ihm aufhob und in Tränen lächelte: Ich weiß wohl, was du sinnst. Aber nun erkenne den Sohn.

Da weinte sie und sprach: Ich wußte wohl,

daß du es warest, der da kommt. Aber sieh, daß ich deiner gedenke auf meine Weise, das ist, weil ich dein Glück wollte.

Er sprach: Das Glück ist noch immer da. Ich tue den Willen des Vaters.

Sie sprach: Mein Herz ist schwer, weiß ich denn nicht, daß du ein geringes Kleid anhast und hast nicht, wo du dein Haupt hinlegest zur Nacht, daß du issest und trinkest bei Fremden, und daß du nur zu eigen hast: der Seele Glanz und der Worte Macht? Aber wie viele sind ihrer denn, die dich hören und was tun sie dir dafür?

Jesus sprach: Ich schaffe nicht um Lohn.

Maria sprach: Wohl, aber verstehe wie mein Herz zuckt um deinetwillen.

Da lächelte er schmerzlich und sagte: Du glaubest noch immer meinem Glücke nicht.

Und es war ein Schweigen darnach zwischen ihnen beiden, und in dem Schweigen fing es draußen an zu regnen und sie hörte die Tropfen eintönig fallen auf das Dach und auf die Steine vorm Haus.

Er sprach: Was kann denn einer Mutter und Frau Tat sein, als glauben, dem Manne, dem Sohne, und seiner Sendung glauben. Und nun

finde ich dich in Trauer, indessen dein Sohn den Menschen draußen das Glück verkündet und selber das Glück lebt.

Sie sprach: Das sagst du mir, da ich doch sehe, wie du leidest.

Jesus sprach: Auch das Leiden ist Glück und das Glück der Auserwählten ist: Großes Leiden.

— — — — —

Sie standen einander im Dunkel gegenüber. Maria weinte noch immer in ihre Hände. Er sprach: Ist es so schwer, einander zu verstehen.

Sie sprach: Deine Brüder und deine Schwestern haben einen Boden, auf dem sie stehen, du aber bist ruhelos.

Er sprach: Ich wurzele in Gott.

Sie sprach: Hätte ich den Traum nicht geträumt von deinem Königtum, dann müßte ich nicht so leiden.

Jesus lächelte: Auch das Leiden ist Glück, was weißt du von meinem Königtum?

Siehe, ich bin deine Mutter, soll ich nicht mit dir leiden?

Jesus sprach: So du leidest wie ich, würdest du nicht klagen.

Sie standen einander im Dunkel gegenüber und draußen tropfte es eintönig und müde und kühl.

Jesus lächelte durch das Dunkel und sprach: Vermag Maria nicht zu glauben dem Sohne? Es glauben schon viele in Israel, so kann es auch die Mutter, oder glaubt etwa eine Mutter nicht immer dem Sohn?

Sie fühlte, daß er lächelte und lieb war und wurde ein wenig stiller darnach und sprach: Ich glaube dir ja. Es kann nicht alles nur Traum gewesen sein.

Nein, sprach Jesus, du träumtest wahr: Ein König kam, und das Glück kam und die Erfüllung. Aber das alles sieht nun anders aus als die Menschen dachten. Nun lasse du von deinem Denken und Meinen und schaue: was da ist.

Sie sagte: Ich will es tun.

Da aber Nacht war, vermochte sie es doch nicht ganz, den Sohn in Klarheit zu sehen.

So schieden sie erst noch in halber Einheit. Aber Jesus lächelte schön und legte seine Hand auf ihren Scheitel, wie man einem geliebten Wesen tut und sprach: Dies ist das andere Mal, daß ich dir Lebe-

wohl sage, aber auch noch nicht das letzte Lebenswohl. Und es wird sein und kommen, daß du mich schaust in Klarheit, so wie ich dich schaute in Klarheit von Anbeginn. Siehe, Gott will, daß du wissest und schaust deines Sohnes Glück und Königtum. Daß du schauest den Glanz seines niedrigen Lebens, seiner Armut und seiner Herrlichkeit.

Da wars, daß bei diesen Worten es aufging in ihrem Herzen wie ein Licht. Aber schon ging er, und die Thür schloß hinter ihm und draußen verklang sein Schritt in der Regennacht. Er ging wieder hinaus zu den Seinen, daß er seine Wanderung fortsetze, wie verkannt, gering und oft verachtet er auch sei.

— — — — —

Maria saß in der Nacht in der Kammer, noch in Trauer, noch in Schmerz, aber schön in Tränen. Das erste Licht in ihr war aufgegangen, aber es war noch nicht so groß, daß ihres Denkens und Meinens Trauer darin verschwunden sei. Also wachte sie die Nacht durch bis in den Morgendämmer. Schlummerte dann ein wenig und trat mit blassem Gesicht herein, als Joseph und die Kinder schon im Haus und Hof am Schaffen waren. Da

griff auch sie mit den Händen zu und dachte: Im Lun des Tages werde ich all des vergessen wie eines Traumes.

Aber es war noch ein Stachel, ein Schmerz da, der manchmal sagte: Wählte dein Sohn auch das Rechte? Ist es Gottes Wille, daß eine Seele und ein Geist, wie er, lebt in tiefer Niedrigkeit, daß wenige zu ihm treu sind? Daß er lebt in Armut? Daß er wohltut den Kranken und lehrt Güte und Gerechtigkeit, und sie hören ihn dennoch nicht? Lachen und spotten sogar seiner und: wenn er selber es wollte (Jesus) müßte ihm nicht zufallen Glanz und Macht? Ist Gottes Wille dies? Ist es wirklich sein Glück, wie er sagte, so in Niedrigkeit zu gehen und zu leben, oder ist mein Herz nicht fromm, wenn ich so denke? Ist einer Mutter Wünschen und Sehnen böse, wenn sie für den Sohn Großes und Schönes wünscht oder muß ich noch demütiger werden, und muß ich mich neigen, so wie ich mich einst neigte vor Gottes Engel?

Und sie fand es noch nicht ganz. fand nicht die Antwort auf alle diese Fragen.

* * *

Und es geschah, daß er zum letzten Mal hinaufging gen Jerusalem und Maria mit den Ihren war auch hinaufgegangen gen Jerusalem. Und es geschah, daß sie am Weg stand an dem Tage, da er von Bethanien gen Jerusalem hinauffritt auf einem Eselsfüllen und das Volk ihm Grün und Blätter vor die Füße warf und ihm zuschrie: Hosianna. Und sie stand am Wege und sah und hörte es alles und dachte, mein Sohn hat wohl recht gewählt seinen Weg, und hat wohl voraus gewußt, was er tun mußte und ich sehe wohl, daß ihm nun kommt, was ich ihm wünschte.

Dies aber war der Traum einer kurzen Stunde. Denn schon bald darnach sah sie, wie er wider das Volk stand und das Volk wider ihn, als er im Tempel die Tische der Wechsler und Händler umwarf und als er seine Stimme erhob und anfang zu reden, was den Menschen ein Uergernis war.

* * *

Doch glühte immer noch in ihr das Licht, das entzündet war in der dunklen Regennacht. Und je tiefer die Schwere des Leidens dieser letzten Tage auf ihn herabsank, um so heller und gewisser glühte nun das Licht auf. Und es geschah an dem

9 Der Eine und die Welt

Tage seines Todes, in der Frühe, daß sie von dem Hause des Landpflegers herauszogen durch die Straßen Zions bis auf den Berg Golgatha. Und da sie nun mit den vielen Menschen ihm nachfolgte, war auf einmal alles klar geworden in ihr und licht und überirdisch hell. Also, daß sie wußte: Ja, dieses ist Er, dein Sohn, aber der GME, und daß sie wußte, in allem Schmerz, der ausging von seiner Gestalt und von der Schwere des Holzes, das er trug: Ein Größerer ist nicht, wie niedrig und verkannt er nun auch dahingeht.

Und das größte Glück kam ihr mit dem größten Schmerz darnach, als sie am Kreuz hingesunken war, am Abend dieses Tages, da er starb und in der Dämmerung das Kreuz hinaufwuchs und sein weißes Haupt heilig und unnahbar hernieder leuchtete.

Das Glück ist Christus

„Das Glück ist Christus.
Und er wußte das.“

Otto zur Linde.

Am Morgen nach jener Nacht, da er vor seiner Mutter Weinen und Schmerzen gestanden hatte, da sie ihn noch nicht ganz begriffen hatte in der Notwendigkeit seines Lebens und darin, daß er ja Gott allein diene, und daß Gott ja all sein Lebensinhalt und Glück sei (es sein müsse, es war nicht anders zu denken) — am Morgen nach der Regennacht ging er die weiße Straße hin gegen den Hügel zu, von wo er die Ebene überschaute, bis weit hinaus, bis fast an den See.

Und es war noch kühl und feucht die Luft, aber schon klärte sich der Himmel, schon zeigten sich die ersten großen blauen Flecke, schon brach einmal ein Strom des Sonnenlichtes herab und herein. Und Jesus ging in Gedanken schwer, noch ging mit ihm der Schmerz der Mutter, denn sie litt doch, wie hätte er da nicht mitleiden sollen, da er die Mutter tief liebte von Anbeginn und er ihre Liebe von Anbeginn an gefühlt hatte.

Doch aber mußte er der Trauer Herr werden, das wußte er tief innen, denn die Trauer lähmte

ihn. Er dachte: Ich will zu meinen Jüngern gehen und will sie herausführen und will reden zum Volk, abermals reden, auf daß die, so da zu hören vermögen, hören meine Botschaft. So werde ich des Grames vergessen, denn was hülfte es, dem nachzudenken, denn es ist kein Zweifel, daß meine Mutter mir nachfinden wird und einmal wird es sein, daß sie des Sohnes Tun und Glück erkennt.

— — — — —

So schritt er aus, um die Seinen zu finden. Doch als er nun auf dem Hügel war, stand er ein wenig still und sah hinaus, wandte sich im Kreise und sah die Runde an, den großen Kreis bis an den Horizont und die weite Fläche. Und da waren nun schon alle Wolken weggezogen und war nur noch Sonne in der Landschaft und ein wenig Dunst von der Feuchte, er sah die Felder und die wogenden Getreide, er sah die weiten saftigen Wiesen, er sah die Bäume stehen, die Haine, die Häuser hinterm Grünen und da quoll es in seinem Herzen auf, daß er dachte: Seh ich dieses alles allein oder sehen dies auch andere? Was ist denn nun dies? Schönheit, welch ein Wort ist das? All das, so man es recht ansieht,

zeigt in Einsamkeit und stillem Frieden Gottes Angesicht.

Und er setzte sich ins Gras unter einem Palmenbaum und schaute und dachte. Er dachte in die Geheimnisse Gottes, er dachte, ich will seinem Herzen nahe sein, das ist das Glück, und da fing er an mit Gott zu reden und sprach also:

Bei dir, Vater, ist ein anderes Glück denn bei den Menschen.

Bei dir ist eine andere Gerechtigkeit

Bei dir ist eine andere Liebe

Bei dir ist eine andere Güte

Bei dir ist eine andere Treue

Bei dir ist eine andere Wahrheit

Bei dir ist eine andere Schönheit

Bei dir ist ein anderer Reichtum

Bei dir ist eine andere Armut

Bei dir ist ein anderer Friede

Bei dir ist eine andere Vollendung

Bei dir ist eine größere Seligkeit

Siehe, was nennen Menschen Glück?

Was flüchtig ist und was nicht besteht. Was nennen sie Gerechtigkeit, was nennen sie Liebe? Was jedem selbst wohl tut und nicht den Andern. Was nennen sie Güte? Sie nennen Güte, wenn

sie Almosen geben, statt das Herz zu geben. Was nennen sie Treue? Sie reden wenig davon und betätigen sie noch weniger. Was nennen sie Wahrheit, was Schönheit? Was für den Tag und die Stunde angenehm ist. Was ist bei ihnen Reichthum? Dinge, die da die Motten und der Rost fressen. Was Armut? Eine Schmach und eine Schande. Was ist Vollendung bei ihnen? Wenn einer wohllebt und seiner Seele nicht gedenkt. Was ist ihnen Frieden? — Den kennen sie nicht. Was Seligkeit? Die kennen sie auch nicht.

— — — — —

Als er so mit dem Herzen Gottes gesprochen hatte, schwieg er und schaute versunken in das Grüne und Licht.

Und da kam die Stimme, die Antwort.

Und sprach also: Du aber weißt alles, was wahr ist. Sieh, du gehst in Armut und stehst in Schmach und Verachtung. Aber du bist auch, der da kommt aus der Fülle. Sieh, du hast Liebe, und du hast die Gerechtigkeit, die nichts anders mehr ist, denn Liebe. Du bist ganz Güte, ganz Treue, ganz Wahrheit, ganz Schönheit. Kein Welt Ding erreicht dich an Glanz und Glück, du bist, der da

Reichtum mit sich trägt in Herz und Händen, ob er gleich nicht Allen offenbar ist. Unvergänglich ist deine Kraft, daraus ein Frieden wächst, der alle Welt überdecken und heilen könnte, so die Menschen es wollten und annähmen. Und so sie es wollen und die es wollen, die sollen selig sein und so sage ich dies, auf daß du es verkündest: Es soll niemand zu Mir kommen, denn durch dich. Du bist, der da ist: Weg, Wahrheit und Leben.

— — — — —

Jesus sann diesem nach, und er nickte und lächelte. Er hatte es alles schon gewußt, aber es beglückte ihn, des Vaters Stimme zu hören.

Wie er in das Licht der Landschaft hinsah, erschien es ihm seltsam, daß er traurig gewesen war, erschien es ihm seltsam, daß seine Mutter geweint hatte über seine vermeintliche Glücklosigkeit.

Welch eine Weite der Landschaft, welcher Duft, Welch eine Bläue in der Ferne am Horizont, welcher tiefe Himmel, so selig leuchtend, als lüde er ein, drin zu ertrinken.

O Unendlichkeit des Raumes und der Zeit. O Unvergänglichkeit des Lebens und seine Vollendung.

Was war alles Gelittene und alles Leiden gegen dieses Gefühl des Einsseins mit dem Vater, gegen dies Gefühl unendlichen Glückes: Tief allein im Kosmos zu stehen, allein, und doch allem verbunden, gegen dies Gefühl der Kraft, daß er, der Sohn, berufen war, alle Wesen zu diesem Gefühl und zu dieser Erkenntnis zu bringen.

Er sah noch einmal hinaus, lächelte und lehnte das Haupt zurück an den Baum und schlief ein.

— — — — —

Als er erwachte, war die Sonne ein wenig von Süden gen Westen gerückt, er sah, daß es Nachmittag geworden war, stand auf und ging, kam auch an den Hof, wo seine Jünger auf ihn warteten, rastete aber nicht mehr, sondern sprach stehend mit ihnen: Kommt, unser Weg ruft uns, daß wir wandeln.

Und so wandelten sie und kamen an den See. Und da sahen sie, daß schon Volk da war, um ihn zu hören.

Und da trat er vor sie und tat seinen Mund auf und sprach. . .

Er glänzte, er war ganz Licht, nicht nur aus seinen Augen, aus seiner Gestalt kündete es sich:

Das Licht und das Glück und die Seligkeit, als er nun die große Botschaft verkündete:

Das Reich Gottes ist inwendig in euch.

— — — — —
 Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

— — — — —
 Und so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich gehen.

* * *

Es geschah darnach auf Golgatha, als er am Kreuz hing, da Er seinen Weg vollendet hatte und sein Werk, daß Maria unter dem Kreuze stand. Und er sah sie und lächelte schmerzlich. Wie sie einst alles in ihrem Herzen bewahrt hatte, was ihn, den liebsten Sohn, betraf, so hatte er alles wohl bewahrt, was sie betraf und er sah an ihrem Schmerz und sah an ihrem Antlitz wohl, daß sie des Sohnes hohe Sendung nun verstand. Und nun, da die größte Schmach auf ihm lag (wußte er wohl) sah sie seinen Reichthum und sein Königtum und er sah: Daß sie unter allem Schmerz wußte: Mein Sohn ist es, der hier alles vollbringt.

— — — — —

Aber sie sprach kein Wort. Sie war nur Mutter-schmerz und Mutterliebe und war ganz Verstehen und ganz Zuversicht. Sie sprach kein Wort, auch nicht als sie seine Stimme hörte und als er begann seine wenigen letzten Worte zu sprechen.

Auch nicht, als er zu ihr sprach und zu seinem liebsten Jünger: „Siehe, das ist dein Sohn, siehe, das ist deine Mutter.“

Nur daß sie in allem Weinen bei seiner lieben Stimme und bei dem Klang seines Mundes fühlte: Das Glück ist Christus, trotz aller Schmach, trotz allem Leiden und in allem Tod. Und da gedachte sie der Nächte und der Tage, da er Abschied genommen hatte. Immer neuen Abschied von ihrem Herzen, das nicht immer gleich gefolgt war seinem Tun und Wollen. . .

Und da schluchzte sie auf in Weh und auch in Seligkeit und fiel vornüber und schlug mit dem Haupte unten ans Holz.

— — — — —

Das Kreuz aber ragte schon in die Abendluft, die da hoch, klar und dünn um sein Haupt stand. Als sei er schon der Welt, dem Leben entrückt, so ragte er auf. Als stiege das Kreuz mit ihm in die hohe Abendklarheit. Weiß wie eine Blume stand

sein Haupt vor dem Abend. Dunkel tropften einige Tropfen Blutes, als er nun sprach: „Es ist vollbracht“ und das Haupt neigte und verschied.

Im Angesichte der Nacht

Er ließ die Jünger da, in einer Stadt und ging
Hinaus vors Thor. Und es war Abend schon.
Die erste feuchte, blaue Dämmerung hing

Ueber der Ebne. Und die Berge, weit,
Waren wie Wälle um den Rand der Welt;
Wie Schweigen um die Unrast aller Zeit!

Und Jesus schwieg. Und sah die Fernen an.
Und stand wie träumend unter einem Baum
Und lehnte sich daran und sah die Sterne an.

Und schwieg sehr lange; sehr tief; aber dann
Sprach er und hörte sich doch selber kaum:
„Gott, weißt du, wer ich bin? Ein fremder Mann.“

„Gott, du bist groß. Und deine Wunder dunkeln
Zur Nacht wie dunkle Tiefen, bunt
In finstern Farben — samten, ohne Funkeln,
Und ohne Sterne auf dem dunkeln Grund.
Und deine Himmel sind nicht dein Gesicht
Und Mond und Sterne deine Augen nicht. Dein
Mund

Spricht nicht, wenn Sturm und Donner spricht ...
Gott, du bist groß. Und bist so schwer zu fassen.

Und weißt du, wer ich bin? Ein fremder Wind,
Der heimatlos der Erde dunkle Massen

Umrauscht. Wer bin ich? Heimatlos ein Kind.

Und wer noch bin ich, Gott? Ein Herz, das litt.

Ein Herz, das ruhelos im Leben geht;

Und nimmt das Sehnen aller Menschen mit.

Und bin ein Mensch, der nächstens einsam steht.“

*

Und Jesus schwieg, und sah die Ferne an.

Der späte Abend und das feuchte Grau

Ward Nacht und Dunkel. Kühler Tau

Schmiegte sich über ihn . . . Und dann:

Da wars, da fiel ein Stern. Er sah ihn sinken.

Im Fallen wollt er seinen Glanz noch trinken.

Und Jesus fühlte, als sein Licht entschwand:

Wie hinterm Leben Stern bei Sternen stand.

Ausgleich

Es kam ein Mann zu ihm, als Jesus allein an der Hecke saß (— seine Jünger lagen im Garten und schliefen —); der grüßte ihn und Jesus dankte. Der Mann setzte sich ihm gegenüber auf den Weg und sprach: Ich habe gehört, daß du alles weißt, darum komme ich zu dir.

Jesus schwieg.

Der Mann sprach weiter: Wer um sich keinen Freund hat, zu dem er sprechen mag in Zweifeln seines Lebens oder in der Not — was kann er tun?

Jesus schwieg.

Was kann er tun, sag ich, als alles still in sich tragen, oder in der Einsamkeit mit sich selber reden; wo ihn der Wind hört oder die Nacht. — Oder er geht suchend und tastend zwischen den Menschen umher, daß er suche, wem er vielleicht sich offenbaren dürfe — ob es dann auch vielleicht ein Ferner und Fremder sei . . . Es gibt Ahnungen, aber auch Irrtümer; der Mensch hat da Sehnsucht nach großer Weisheit; aber das Blindsein quält.

Jesus sprach: Ja, oft. Aber nicht immer. Es gibt Blinde, die glücklich sind.

Mag sein, sprach der Mann, mich quält's. Sieh,

darum bin ich zu dir gekommen; denn ich habe gehört, daß du alles weißt. Nun sag mir, was ich tun soll? Sag mir die Entscheidung, die ich selber nicht finde. —

Ist es so schwer? sprach Jesus. Was arbeitest du denn? —

Ich bin ein Händler, Herr. Aber es ist nicht um meine Arbeit. Es ist — meine Frau.

Da mußte Jesus lachen: Die Frau. Mir scheint, viele Männer finden nicht mit ihr zurecht. Und was weißt du nun nicht?

Der Mann wurde ganz klein, fast schämte er sich, als Jesus lachte und sagte: Du lachst, Herr, und es ist eine schwere Sache. Ob ich sie verlassen soll oder nicht.

Jesus lachte noch einmal und sagte: — Allerdings —

Der Mann aber schämte sich immer noch; Jesus sah es in der Dunkelheit nicht . . . Warum lachst du Herr?

Verzeihe, sprach Jesus. Bei manchen Sachen im Leben kommt einem das Lachen so — es ist nichts Böses. Ich höre ja, wie tief es dir geht. Und da ist ja nun wenig zu raten. Entweder du gibst ihr einen Scheidebrief und verlässest sie oder du ver-

lässest sie nicht. — — Mag auch sein, einmal verläßt sie dich!

Nein, Herr, das wird sie nicht tun.

Nicht — — —

Sie liebt mich. . .

Jesus sprach: Das verstehe ich noch nicht.

Ja, ich kann auch sagen, vielleicht liebt sie mich nicht.

Jesus nickte im Dunkel und sah weit. Ich ahne —

Ich könnte sagen, meinte der Mann, sie ist ihrem Wesen nach oft lieblos; aber sie erkennt das, und dann bricht ein neues Wesen bei ihr durch, und darin ist sie liebevoll; aber das erste Wesen ist oft stärker als das zweite. Sie ist oft eine Qual für die, welche mit ihr leben müssen, aber oft ist sie auch ein Kind. . .

Sie ist krank — sprach Jesus.

Der Mann zweifelte: Meinst du?

Ja, vielleicht auch böse. — In dem einen oder andern Stück auch magst du selbst außerdem Schuld sein, indem du sie nicht in rechter Weise behandelst. Ich sehe, da ist wenig zu machen und ich kann dir kaum helfen.

Ja, ja, sagte der Mann. Aber sprich nur weiter; irgend etwas . . . also du meinst böse oder krank.

Das ist schwerlich genau zu sagen, sprach Jesus. Die Menschen sind verschieden von Anbeginn. Es gibt Kinder Gottes und Kinder der Welt. Gute und Böse. Aber im Leben sind sie nicht rein getrennt. Da ist die große Mischung. Gewiß, es gibt ganz gute Menschen und ganz böse. Aber es gibt noch mehr die Menschen, die sind gut und böse. Und da kann es sein, daß Menschen mehr gut als böse sind; und daß ihre Wurzel doch böse ist, giftig; und das sind Kranke, die nicht ganz gesund werden. Sie brauchen Geduld und Liebe. Und es gibt Menschen, die mehr böß als gut sind und sind doch in der Wurzel gut. Sowie solche, die wenig böß sind und viel gut und auch ein gutes Herz haben. Und sie alle brauchen Nachsicht und Lächeln.

Es wird schon so sein, wie du sagst; du sprichst so mild darüber hin; aber sieh, man muß doch miteinander leben — was entscheidet da zuletzt?

Nun ja, die Menschen leben ja auch mitsammen. Ich habe auch mit vielen gelebt. Aber wo es zwischen den Menschen gar nicht geht, da gehen sie ja ohnehin auseinander. Das weißt du ja. Also, was soll ich da sagen?

Du sagst es also, sprach der Mann. Zweifelte

aber danach noch und sprach: Und was entscheidet über Recht und Unrecht?

Nichts, sagte Jesus hart. Ich mag das Wort nicht. Ueber das Auseinandergehen entscheidet die Stärke oder Schwäche. Vom Recht oder Unrecht mag ich nichts hören.

Du meinst also, ich solle meine Frau verlassen, da wir beide aneinander leiden? Das weiß ich nicht, sprach Jesus. Darüber habe ich dir nichts gesagt. Ich dachte schon nicht mehr an deine Frau. Das richtet sich nach der Liebe oder dem Haß.

Da sagte der Mann: Ach Herr, ich hasse sie ja nicht. Herr, gibt es nichts, das alles ausgleiche? Auch die Blindheit und die Wesensunzulänglichkeit des andern?

Da neigte sich Jesus ihm zu und sprach: Siehst du, den Ausgleich kann man nicht denkend ergründen; noch kann ihn ein Mensch dem andern sagen oder weisen. — Den Ausgleich schafft das Leben selbst, das doch größer ist als wir Menschen und unser beengtes gegenwärtiges Denken. Also Sorge du nicht, ob du den Ausgleich findest, so du wartenden Herzens im Leben stehst mit reiner Menschlichkeit. Denn die ist das Größte. In ihr verwandelt sich deine Liebe in Weisheit, Geduld,

Verstehen und in das hohe, hohe Lächeln des Verstehens; aber: sie verwandelt sich, und die Liebe bleibt nicht Liebe. —

Der Mann nickte; er saß still und sann. — Wohl, so brauche ich sie nicht zu verlassen; aber Trennung ist's immerhin. Und die Schwermut klang aus ihm. — Nun, sagte Jesus, vielleicht wäre ja auch volle Trennung gut. Das entscheidet deine Seele einmal so oder so. Das warte ab. — Aber der Mann sprach: Ich weiß schon, die Trennung wird nie sein; sie wär haltlos im Leben ohne mich, ein Blatt im Wind. — Und doch sind wir uns oft einander zur Last.

So hast du ein schweres Schicksal, dem man nur viel Geduld entgegen setzen kann. —

Ja, so dachte ich. — Aber manchmal denke ich auch so: was uns weh tut, dem sollen wir wieder weh tun. Du weißt, es ist ein altes Gesetz; und ich denke mir, es liegt vielleicht Weisheit darin.

Sie lag darin — sprach Jesus. Aber wer das Gesetz anwendet, nimmt sie nun meist daraus fort. Da bleibt dann nur das Wehtun, das frist! Das frist!

Nun waren sie still.

Dann sagte der Mann: Ich bin vielleicht ein

Kind, — aber wenn du mit zu uns gehst, und wohntest eine Weile mit uns und sprächest mit meiner Frau, so möchte vielleicht alles anders werden.

Es geht nicht, lächelte Jesus, aber es findet sich alles; auch der Ausgleich, denn dazu ist ja alles Leben, alles Schicksal, daß der Mensch seine Möglichkeiten ahne, erfahre, erkenne; nicht aber, um recht oder unrecht zu haben, noch Unrecht zu tun. Denn alles ist lauter Schicksal und Chaos vor dem Auge, das es denkend erkennen will. Wer sich aber besinnt auf sein Menschlichstes, der fühlt Gott. Sieh, du kamst in der Nacht; und du dachtest eine Entscheidung nach Hause zu tragen, wie ein Geldstück oder wie eine fertige Frucht; nun weißt du, was du begehrst, muß reifen in dir selber. —

Ich seh es, Herr, sprach der Mann. Ich danke dir. Ich will warten und werde dann wissen. Vor: erst versuch ichs noch mit ihr. —

Und er nickte Jesus zu und verschwand in der Nacht. — Jesus lächelte ihm nach. Dann legte er sich nieder, um zu schlafen; denn es war schon spät in der Nacht. Und die Müdigkeit hatte ihn sogleich im Arm, und schon schlief er. Groß, mit den ewigen Sternen, stand die Nacht über der Erde. —

P a l m s o n n t a g

Und es war noch immer Sonnenschein, wie beim Einzug in Jerusalem, wie auf den Gesichtern derer, die ihn begleitet hatten, wie auf ihren Händen, ihren Kleidern und auf dem Grün, das sie in Händen hatten.

Es war noch immer Sonnenschein auf den Straßen und an den Häuserwänden und auf der Menge des Volks, da er nun in den Tempel schritt, die Stufen hinan schritt, daß er noch einmal das Haus seines Vaters sähe — so, wie er es doch nicht träumte und auf daß er rede mit den Pharisäern und Schriftgelehrten. . .

Es war noch Tag und doch schon nahe vor dem Abend, da er nun heraus trat, hoch, rot vom Zorn im Antlitz, und nirgends war Glanz mehr, und die Sonne war hinter dem Grau am Himmel, und es fröstelte über die Straßen. Und mit einer brüllenden Wut stürzte er über sie: die Wechfler und Kaufleute im Vorhof, schlug auf sie in einer namenlosen Wut, wie sie ein Mensch hat, der bis in das innerste Wesen seiner Seele und seines Bluts beleidigt ist, verwundet, beschimpft ist.

Meines Vaters Haus ist ein Bethaus, und ihr machtet es zur Hölle!

So schrie er. So schlug er auf sie ein.

Und sie schrien und liefen davon. Und er stürzte alle ihre Tische um. —

Das Volk sah es und wußte nichts zu sagen. Und seine Jünger sahen es und hielten den Atem an. —

Und da er zuletzt nur noch in seiner Wut auf leere umgestürzte Tische schlug, merkte er, daß sie schon alle nicht mehr da waren. Da stand er einen Augenblick still, sah hinaus, sah auf das Volk, sah in den Himmel, besann sich seiner selbst, warf die Peitsche aus der Hand und stieg langsam die Stufen hinab. Er stand aber nicht still auf der Straße beim Volk, das ein wenig zurück trat, sondern er ging weiter, zwischen ihrem Schweigen hindurch, das wie eine Mauer zu beiden Seiten stand. Ging immer weiter und kam in Gassen, da wenige Menschen waren, ging weiter und kam an das Thor und trat hinaus und war zuletzt allein draußen am Berg und ging noch weiter und sah, daß es die Straße gen Bethanien war.

Und sah: es war nun Abend geworden. Und die Dämmerung war da, plötzlich, wie sie zu kommen pflegt in den Frühlingsabenden.

* * *

Er ging aber dahin wie einer, der entrückt ist, wie einer, der träumt.

Es ist aber verborgen, was sein entrückter Sinn träumte. Vielleicht Schmerzliches, etwa, daß dies der Beginn sei davon, daß die Welt ihn aus sich heraus dränge — in die göttliche Einsamkeit und Stille zurück. Vielleicht Tröstliches, daß die Menschen, nachdem sie ihn zurück gedrängt haben würden in die Einsamkeit und Stille der Ewigkeit —, daß sie dann, einer zum andern, einer dem andern folgend, ihn wieder herbei begehren würden, versuchen würden, ihn zu erreichen, zu ihm zu bringen, ihm nachzufolgen in ewige Einsamkeit und Stille. Vielleicht träumte er solches; aber man weiß es nicht. Und wenn er so träumte, so blieb wohl als Allerletztes doch ein ganz Schmerzliches, nämlich, daß alles, was danach folgen könne oder folgen werde, daß alle Liebe der später Gebornen nicht dies hinweg wischen werde, daß sie nach einem kurzen Jubeln über seinen Einzug in die heilige Stadt ihn dennoch hinaus gedrängt haben würden aus der Welt. . .

Es war die erste Schwermut der beginnenden Leidenswoche, die er träumte.

Und sah nicht den ersten blassen Mondschein

auf dem Wege liegen, sah nicht die Sichel am Himmel, sah nicht das Blühen am Weg hin (denn es war schon ganzer Frühling); atmete wohl den Abend und die Düste aus Gras und Blättern und Blüten — aber spürte es kaum.

Bis daß er in Bethanien still stand, vorm Haus des Lazarus; und da war es, als täten seine Augen sich auf, und er wandte sich und sah den Weg zurück, den er gekommen war und wußte nun, es war derselbe Weg, den er am Tag geritten war auf der Eselin, der Weg, da ihn die Menge begleitet hatte und seine Jünger ihn begleitet hatten; der Weg, auf den sie Kleider gebreitet und grüne Zweige gestreut hatten, auf dem der Sonnenschein so golden und warm gelegen hatte, daß es ihn gefreut hatte wie nie zuvor, der Weg, auf dem ihr Singen und ihr Schrei ihn umwoigt hatte — der Weg, der Weg, auf dem er gen die heilige Stadt geritten war . . .

Der Weg, auf dem ihm ganz langsam, wie Tropfen Bluts zu Tropfen Bluts der Glaube entwichen war, daß er ein Volk, ein ganzes Volk, könne zu seiner Höhe erheben, von welcher er Gott schaute und die Erde im Lichte der Augen Gottes schaute.

Der Weg war es. Bis daß er am Thor sein Tier angehalten hatte, weil die Tränen in seine Augen gekommen waren vor lauter Erkenntnis und Wissen.

Das aber war die Erkenntnis und das Wissen: das Glück kommt den Menschen immer zu früh, wenn sie es noch nicht zu erkennen vermögen; und ihre Erkenntnis des Glücks und ihr Sehnen danach kommt immer zu spät, wenn es schon nicht mehr da ist. Und darum bleibt das große, gütige Herz, das den Himmel hernieder bringt auf die Erde, allein.

Als er dies alles gedacht hatte, trat er zur Seite und wollte durch das Gartentor hinein gehn.

* * *

Er erschrak aber einen Augenblick, denn er sah zu beiden Seiten der Pforte Gestalten stehn, da hielt er den Schritt ein wenig an und sah hin. Aber da sprachen auch schon zwei Stimmen gleichzeitig ihm entgegen, also daß er lächelte vor Freude. Und sie sprachen: Herr, du bist es; wir haben gewartet auf dich. Siehe, nun bist du da.

Ja, sprach er und reichte ihnen seine Hände hin.

Es waren aber Maria und Martha, die auf ihn gewartet hatten und die nun schon am späten Abend fast nicht mehr gehofft hatten, daß er zurück käme.

Aber nun war er da. Und zwischen den beiden Frauen schritt er mit ihnen in den Garten.

Da sagte Martha: Wir haben dir lange nachgesehn von unserer Gartenpforte, Herr, als du hinweg rittest und alles Volk dir zusang.

Er neigte sein Gesicht ihr zu und senkte dann seine Augen: Ja. Sie sangen bis zum Tempel hinauf; aber da wußte ich schon, daß ein jeder Sang . . . verflingt. Als ich zurück ging, aus dem Tempel herab kam, war es ganz still auf den Straßen.

Da sagte Maria: Sie waren wohl alle heimgegangen.

Nein, Maria. Sie standen noch da; aber sie schwiegen. Mich aber sehnte es nach Einsamkeit. Da ging ich hier heraus.

Deß freuen wir uns, Herr.

Da blieb er auf einmal stehen, mitten im Garten, löste seine Hände von ihnen rechts und links und hob sein Angesicht auf in die Abendluft und sprach: Was tut ihr an mir? Soll ich dennoch

glauben, daß ein großes Werk nicht vergeblich sei? Jetzt, nachdem die Schwermut dieses Tages über mich schattete? Darüber erschrafen die Frauen: Es ist eine Trauer in dir, Herr, und wir dachten, du würdest sieghaft lächeln, wie du oft getan hast. Sind nicht, die dir anhängen und dich erkannt haben, so viele geworden, daß es beinahe ein Volk ist?

Er sprach: Was ist ein Volk? Es sind viele Einzelne. Wenn ihr wüßtet, wie allein ich bin und sein werde, würdet ihr begreifen, daß ich traurig bin.

Da schwiegen beide und wußten nichts zu sagen.

Er sprach: Ich liebe die Menschen und habe mein Herz an sie gehängt. Wohl habe ich auch die Einsamkeit geliebt, da ich erkannte, wie der Mensch aus ihr seine Kraft zum neuen Tun immer wieder holt, da ich erkannte, daß alles Neuwerden und Wachsen in Einsamkeit geschieht.

— Darüber hinaus aber ist Einsamkeit schwer zu tragen. Darum sehnte es mich nach Menschen; denn sehet, das Geheimnis will offenbar werden; die Ewigkeit will herein brechen in die kleine Zeit der Menschen und will die kleine Zeit anfüllen und weiten und dehnen, daß sie auch werde wie

die Ewigkeit; und Gott wollte Raum gewinnen, da er dessen bedarf. Wo aber sollte er Raum gewinnen als in den Menschen. Und ich ersah eine Kraft in den Menschen, die lag schlafend. Da sehnte es mich, an sie zu rühren mit meinem Wort und mit meiner Hand; auf daß das Leben und die Welt schön würden in der Liebe und im Gutfsein. . .

Wir wissen es, sagten die Frauen; wir sahen es und hörten es.

Sahet und hörtet ihr es? Vielleicht — ihr, und wer noch? Mein Vater sandte mich zu schwerem Werk. Es ist lauter Mühe gewesen. Die Worte vieler Jahre sind im Wind verweht; mein Tun wird zu einer Sage, die man vielleicht am Abend erzählt und danach vergißt. —

Die Frauen sagten: Herr, deine Worte waren vordem sieghafter. Woher kam dir diese Bitterniß?

Aus dem Wissen, das aus dem Erkennen kam. Ich habe doch meines Vaters Werk in Mühe getan; und nun bin ich einsam und ganz allein den Weg zurück geschritten, den tausende mit mir am Tage schritten.

Darauf sagte nach einer Weile Maria, die Stille, leise mit verdeckter Stimme: Du mußt

11 Der Eine und die Welt

wohl Geduld haben mit den Menschen, Herr. Vielleicht können jene nicht allewege und dauernd in deiner göttlichen Sphäre sein und bedürfen auch manchmal einer kleinen Heimkehr in ihre Einsamkeit . . .

Da sagte Er: Du hast recht; und doch wieder Unrecht. Denn die Einsamkeit, wie ich sie meine, ist gerade die göttliche Sphäre. Eben jene atemlose Zeit, da im Menschen etwas wird: ein Gedanke, ein hohes Gefühl, ein Traum, eine Liebe, ein Mitleid, ein guter Voratz. . . Aber die Menschen kehren heim in den Tod der Seele — bis wieder irgendwann ihnen ein kurzes Aufwachen kommt. Gedenkt ihr der Zeit, da ich zuerst sprach vom Reich, das da kommen müsse, das allen kommen müsse und das seinen Beginn und seine Möglichkeit ebenso im Menschen hat, wie es seinen Beginn in der Ewigkeit Gottes hat — gedenkt ihr daran? Es ist lange her — vielleicht der Jahre zwei oder drei — O wie lang die Zeit sich dehnt, die kurze Zeit —

Sie sprachen: Wir gedenken daran, Herr.

Ja? Da war alles klar und nichts war einsacher und jedem faßbarer als dies: daß das Reich nahe sei. Aber die Welt ist grau geworden und die Fernen sind verhüllt.

Sie sprachen: Herr, der Abend und das Dunkel machen oft den Sinn schwer.

Sieh, der Mond geht schon hinunter; die Nacht macht dich trüb.

Er sprach: Vielleicht. Aber es ist noch mehr da, was das Herz schwer stimmt. Ich bin ein Seil, gespannt zwischen dem Himmel und der Erde, eine Rosa-Wolke, die da schwebt zwischen Himmel und Erde. Was bin ich noch? Eine Stimme im Raum zwischen Himmel und Erde. Wessen ist die Stimme? Des Waters? Höret man denn nicht, wessen sie ist? Soll Gott selber kommen und zeugen, daß die Stimme sein ist? Wie soll er mehr und besser zeugen, als dadurch, daß Er spricht? Hören die Menschen es nicht?

Sie sprachen: Man höret es wohl. Aber es hören's nicht alle.

Da sprach er und rechte das Haupt: Sehet, ich kam. Und ich tauchte meinen Blick tief in die Menschen und in ihr Leben. Und tauchte den Blick tief in die Welt. Und ich liebte die Welt und das Leben und die Menschen; mehr, denn je eines Menschen Herz liebte zuvor. Und ich gedachte den Menschen nichts zu nehmen, das ihrer sei und ihrer würdig sei; sondern gedachte ihnen hinzu zu

geben, was sie nicht hatten. Und gedachte zu überbrücken die Zeit und die Ewigkeit; zu überbrücken den Abgrund; zu überbrücken Mensch und Gott; zu überbrücken die Zwischenheit . . . Und ich war eine Brücke, denn ich hielt meine Hände nach beiden Seiten: in das Geheimnis Gottes nach der einen Seite und in die Begrenzung der Menschen und ihres Lebens und ihrer Welt nach der andern Seite, so wie ihr zu beiden Seiten mir steht, zur Rechten du, Maria, und zur Linken du, Martha, . . . meine Geliebten. —

Sie sprachen: Ja Herr, es ist so. Wir verstehen es. Die Glückseligkeit des Himmels und die selige Stille Gottes brach herein . . . wir haben es wohl gefühlt.

Da sprach er: Dann, ja . . . Also ihr wißt es. Viele waren berufen, wenige waren auserwählt. Der Weg der Menschheit aber ist wohl lang — lang — bis sie das verstehen, daß der Mensch der Erde angehört, solange er lebt auf der Erde, und daß doch gleichwohl schon, in aller Qual, in allem Leid, in aller Unvollkommenheit der Erde und des Lebens eine Ahnung sich aufzutut von einer Seligkeit, von einer Ewigkeit, die jenseit liegt, von einer größern Liebe als die Menschen sie kennen, von

dem Reich Gottes . . . bis sie das lernen — ist wohl weit . . .

Die beiden Frauen, da er so sprach und nun schwieg, fühlten wohl, daß alles, was er sagte, wahr war; und sie fühlten die Trauer aus seinen Worten, den Schmerz, der aus der Reife bricht — wenn sie erkennt: der Sieg des guten Herzens ist schwer, schwer . . .

Und in diesem Mitfühlen fingen die beiden Frauen auf einmal an zu weinen, die eine zur Rechten, die andere zur Linken.

Danach sprach Maria aus ihrem Weinen heraus leise: Herr, kommt es dir auf die Zahl der Menschen an — siehe, etliche sind doch da, die dich verstehen . . .

Jesus sprach, ebenso leise: Meinst du es?

Sie aber sprach weiter: — die dich erkennen und die es wissen, daß du jene Weisheit sagst, die seit Anbeginn war (in Gott) und die in alle Ewigkeit Weisheit und Wahrheit sein wird.

Jesus sprach, wie im Traum, vor sich hin: Etliche sind da . . . Aber wird nicht das Letzte fehlen — das letzte Einverstehen? — Und warum ist meine Seele betrübt? Ist es, weil mein Werk auf dieser Erde dem Ende zuschreitet? Da sprach Martha

und faßte seinen Arm: Herr, wir finden es wohl diesen Abend nicht; und wir zwei sind schwache Frauen, wie sollten wir dir antworten können? So laß uns hinein gehen; Lazarus sitzt und wartet, und es ist spät, und du sollst schlafen. Bis an den Morgen. Da wird Gottes Sonne wieder scheinen wie heute, und du wirst deine Betrübniß überwunden haben.

Da lächelte Jesus ihr zu und sprach: Sieh da, Martha, die immer klug ist und weiß, was im Leben not ist. Du magst recht haben. Aber ihr zwei wisset nun, wie die Schwermut auch dem kommt, der seine Lage gleichwohl unbeirrt geht — wie die Trauer auch einmal den überschattet, der die Herrlichkeit des Waters sah; und sie wieder sehn wird, nach diesen Tagen. — Wohl, ich lasse die Welt stehn, wie sie steht und Gott sie hingestellt; aber ich lasse euch mein Wort, das ich Gott vom Munde nahm. Wird es verwehen im Wind oder sein in den Herzen der Menschen?

Und wenn es verwehte im Wind, sprach Maria, so werden immer wieder Seelen sein, die auf den Wind lauschen und es hören.

Da sprach Jesus: Du hast recht. O Welt, ich liebe dich, da ich sah, wie du leidest an dir selber;

wie du im Kampf liegst mit dir selber, Mensch zu Mensch; ich liebte dich, da ich deine Armut sah, die eine Armut der Seele ist. Ich lasse mein Wort dir zurück, daß ein Friede dir möglich ist und ein Glück. Die Stille wird es dir sagen und der namenlose Wind und das Herz der Wenigen, die fromm sind. . .

So redete Jesus in die Nacht hinein, und die Frauen an seiner Seite schwiegen.

Sie standen vorm Haus und wollten hinein gehen. Da tat die Thür sich auf, und Lazarus trat hervor und der Schein eines Lichtes war hinter ihm.

Sieh da, sprach er und grüßte ihn und Jesus grüßte ihn wieder: Friede dem Haus und die darin wohnen; die Nacht steht groß und feierlich über den Hügeln und Gärten. Wir wollen hinein gehen; süß ist die Stille und der Frieden und der Schlaf der Nacht. Wir bedürfen dessen, um Kraft zu haben in den Tagen, da das Schicksal nun hereinbricht.

Karfreitag

Mein Reich ist nicht von dieser Welt —

Da schwieg Pilatus, und sein Haupt sank leicht
vornüber.

Er sann. Er dachte, dieser Mensch ist anders.
Wess' ist sein Geist, sein Denken, und was sucht er?

Er sprach: Dennoch hieltst du dich zu den Men-
schen, hattest Freunde,

Die mit dir gingen; lehrtest auch; so bist
Du doch der Welt nicht fern und fremd.

Christ sah ihn an, sah über ihn hinweg und sprach:
Mein Reich ist nicht von dieser Welt —

Jedwedes andre Wort war fehl.

Und stand wie schon entrückt; und keiner wußte
Was dieser Stunde Wesen sei — — und eine Weile
Schwieg da ihr Schreien, Belfern, Lästern,
Ruhten die Hände, holten nicht zum Schlage aus
— Die kleine Weile.

Christ stand wie schon entrückt. Er dachte
Jener traumschönen Nächte, da kein Schlafen war,

Da er mit den Getreuen wachend saß

Und der Geheimnisse tiefklarer Sinn

In seinen Worten durch das Dunkel leuchtete

Wie aller Sterne Glanz. Da war Gott nahe . . .

Da rann die Fülle seiner Seele wie das Wasser

Der Ewigkeit in diese kleine Zeit,
 Da Menschen lebend sind (bevor das Schicksal
 Und Tod sie heimföhren in das Unergründliche).
 Der Abende und Morgen dachte er, am See,
 Der Gärten von Bethanien, der stillen Haine,
 Da sie im Schatten rasteten, dachte der Heimat
 Und seines Traums von Kindesbeinen an:
 Wie Gott im Menschen Raum gewinne . . .

O das Leben

War schön und alle Menschen liebten es.
 Aber, wie Gott und Gottes Ewigkeit im Menschen
 Und in der kleinen Zeit Raum finde — war sein

Traum

Und seine Sehnsucht, die ihm Gott ins Herz
 Wie eine Blume einmal eingepflanzt . . .

Er dachte, wie der Tod sehr schmerzhaft sei,
 Daß ihn das Leben flieht als Grausamstes,
 Was je den Lebenden geschieht. Er liebte auch
 Das Leben — doch nach Gottes Willen, der durch
 ihn

Die Worte sprach: Mein Reich ist nicht
 Von dieser Welt — —

Und hob

Sein Angesicht und lächelte, in Schmerzen
 Und unter aller Schmach, ihm angetan. Und lächelte

Der ersten Tropfen Bluts, ihm ausgepreßt
Von Schlag und Stoß . . .

So heilig war
Das Leben, daß er's geben konnte, daß er nicht
Des Todes bangte und nicht sinnen konnte, wie
Er es erhalte — denn sein Leben
War anders doch und stand im Angesicht, vorm
Blick

Der Ewigkeit; vor Gottes Auge. — — Sieh,
Da sah er Ihn vor den entrückten Augen, als er
Ueber Pilatus weg sah; sah den Himmel offen
Und wußte: diese Welt
Muß stehn wie ich im Angesichte Gottes,
Vorm Blick der Ewigkeit; eher ist sie nicht gut.
Das ist mein Reich, das ich gesucht: das Gute,
Und alle reine Güte, alle Liebe . . .

O ich bin
Wohl ganz allein mit diesem Traum,
Mit diesem Gotteswissen. Soll ich darum
Des Todes sterben, weil ich ganz allein,
Und doch ganz klar, des Gottes Zukunft schaue
Im Reich der Menschen und auf Erden? Muß
Ich darum sterben? Wohl, so sterb' ich;
Und sterbe für die Welt, weil sie noch nicht
Ganz gut ist. Doch mein Reich

Ist nicht von dieser Welt . . . und braucht der
Menschen doch:
Der neuen Menschen auf der neuen Erde . . .

*

Das war die kleine Stille in dem Lärm,
Hinter Pilatus Wort und Christi Antwort.
Danach begann aufs neue Lärm und Rufen,
Begann aufs neue Schmach und Schlag; und schrie
Es heißer von da unten: Kreuzige,
Kreuzige ihn!

Jesus und die Blinde

Es geschah, daß ihrer sechs zusammen saßen im Herbstabend, da das Abendrot hoch und glühend, bis fast an den Zenith, stand. Sie hatten, obwohl noch milde Luft war, ein kleines Feuer angemacht und saßen im Kreise darum. Zwei starke, breite, immergrüne Eichen standen abseits, die Tiere standen darunter und fraßen aus den Bündeln.

Sie aber saßen vor der freien Weite, die sich aller Seiten dehnte. Und sprachen leise vom gewesenen Tag, vom kommenden und was sie tun wollten, wenn morgen und übermorgen sei. Dann aßen sie noch aus den Reisesäcken und saßen danach schweigend. Das Abendrot war versunken, die Dämmerung war schon da, der die Nacht schnell folgen wollte.

Aus ihrem Schweigen sahen sie auf einmal auf — in die Dämmerung hinein. Sie schauten, aufmerksam horchend, da den Schritten entgegen, die zu ihnen herkamen. Und da trat ein Mann in den Kreis des Feuerlichtscheins und war dann bei ihnen und grüßte sie. Und sie grüßten wieder, sagten aber erst noch nichts. Schauten nur erst noch. Bis der Mann sagte, ob er sich wohl mit an das

Feuer setzen dürfte. Da nickten sie, einer nach dem andern. Und so setzte sich der Mann und schwieg auch. — Und in dem Schweigen sahen sie, einer um den andern, noch einmal den Mann an, als sei etwas besonderes an ihm; aber sie fanden es nicht. Der Mann aber tat, als merkte er es gar nicht. Er sah erst eine ganze Weile vor sich nieder und dann in das Feuer. Dann hob er schnell den Kopf als einer zu ihm sprach: ob er noch etwas essen wollte?

Er nickte darauf und fügte hinzu, er habe zwar nicht an Essen gedacht, aber nun man ihn frage, möge er wohl noch etwas Brot und einen Trunk Wasser. —

Während er aß, fingen die sechs wieder an zu sprechen. Und es waren diesmal Geschichten, die sie erzählten. Und einer sprach: ob sie die Geschichte kannten von Jesus und dem blinden Mädchen, das im Walde saß und wartete am Weg . . .

Einige kannten die Geschichte, andere nicht. Da erzählte sie der eine und sagte es alles: wie Jesus durch den Wald kam und das Mädchen, fast noch ein Kind, grüßte, wie er erschrak, da er hörte, daß es blind sei und wie er es an seine Hand nahm und mit ihm ging, eine ganze Weile. —

Wie er mit ihm sprach und wie des Kindes Augen zu ihm auffschauten, als wären sie groß und offen. Wie das Mädchen seiner Stimme lauschte und die schöne liebe Jesushand streichelte und ihm auch in Reinheit und Liebe sagte: Du hast eine schöne Hand! Wie Jesus erzählte von der Mühe seiner Wanderung und davon, daß er nirgends zu Haus sei . . . Wie er das Mädchen in ein schönes sonniges Heim bringen wollte; wie es aber das nicht wollte und ihn bat, sie doch lieber am Weg sitzen zu lassen, daß sie da lausche und warte, was des Weges komme. Alsdann könne sie immer Schönes denken und Schönes erwarten. Und wie Jesus sie, da sie doch nicht immer mit ihm gehen konnte, an den Straßenrand leitete und da von ihr Abschied nahm; wie sie ihm noch einmal die Hand reichte, wie sie seinem Schritte nachsah, wie Jesus noch ein paar Mal umsah und sie liebte, um der Frömmigkeit ihrer Seele willen, mit der sie saß und wartete und lauschte. Und wie seine letzten Worte gewesen waren: Vielleicht geschieht das noch einmal, daß Du an der Straße sitztest und wartest und ich komme des Wegs . . .

So hatte der eine von den sechs erzählt; und die andern hatten zugehört. — Der Mann aber,

der Fremde, hatte, nachdem er gegessen, schweigend gefessen, das Gesicht in die Hände geneigt. — Und als der Erzähler nun schwieg, hob er das Gesicht auch noch nicht.

Es sprach aber einer der sechs: Ist denn nicht ein großer Schmerz in dieser Geschichte? Ein Schmerz, der eigentlich dem widerstreitet, was wir als Gefühl mit Jesus Christus verbinden?

Und ein anderer antwortete darauf: Vielleicht; aber die Schönheit in dieser Geschichte ist so rührend, daß der Schmerz darin ganz gelöst ist...

Der Fremde saß ganz still da, das Gesicht vornüber in den Händen; man hörte seinen Atem nicht und hätte denken können, er sei schon gestorben. Aber er lauschte wohl nur atemlos, was die Männer sagen wollten.

Der erste sprach weiter: Gewiß, die Schönheit, aber vor dem ersten menschlichen Gefühl muß alles bestehen können, was wir hören; und das erste menschliche Gefühl sagt uns: warum heilte Jesus nicht die Blinde — da sie ihn liebte und er sie? —

Hier zuckte der Fremde ein wenig und es war, als seufzte er ganz leise. Also, daß die andern kurz zu ihm her sahen. Aber er hob noch immer sein

Gesicht nicht . . . Darauf sagte einer: Es ist recht so, wie du sagst. Ich kannte diese Geschichte schon (wie viele andere, die von ihm im Umlauf sind); aber ich kenne auch noch eine andere Geschichte, die im Anfang dasselbe erzählt, danach aber läuft es anders aus . . . Und daß die Geschichte anders auserzählt wird, das zeigt uns, daß mancher Menschen Bedürfnis nicht durch jene Legende, obwohl ihre Schönheit unbestritten ist, befriedigt wurde. — Also: als Jesus nun eine Weile mit der Blinden gegangen war und sie müde geworden war, bat sie ihn, daß er sie wieder an den Wegrand geleite. Denn irgendwo zu Menschen in ein Heim bringen lassen wollte sie sich nicht. Sie waren aber aus dem Walde herausgekommen, und es lag das weite ebene Feld da. Und da Jesus nun von ihr Abschied nehmen wollte, konnte er doch nicht. Er hielt ihre Hand nur so in seiner Hand und sah sie immer an, und sie fühlte es mit ihrem wachen Gefühl, ob sie gleich blind war und sah lächelnd und glücklich zu ihm auf. Sie dachte, er kann sich noch nicht von mir trennen. Und dachte weiter, im Sehen dachte ich, das wäre das Schönste, an seiner Hand zu gehen; nun aber weiß ich, es kommt noch etwas Schöneres; ich fühle, es ist schon ganz nahe.

Aber sie wußte noch nicht genau, was, ahnte es aber wohl. Jesus wußte es vielleicht auch noch nicht; er stand wie in Gedanken verloren und lächelte schmerzlich, denn er fühlte, dies ist eine Seele, über die Massen schön, ich soll von ihr Abschied nehmen? Und soll sie allein und blind am Weg sitzen lassen? Soll ich das? Und kann ich? Wohl, das Glück ist gleichwohl bei ihr gewesen, in all der Blindheit . . . Aber wenn ich nun gegangen sein werde, wird sie traurig werden und danach wohl traurig bleiben. Und sie wird immer im Warten einen Schmerz spüren; während sie vorher eine Vorfreude darin spürte. Aber nachdem sie an meiner Hand ging, was kann sie danach erwarten können? Es sei denn, daß sie erwarte, ich käme noch einmal wieder . . . Und das ist ungewiß, ob das sein wird . . . Ich fühle es wohl: eins von zweien muß sein; ich muß bei ihr bleiben und das geht nicht . . . Oder ich muß ihr etwas hinterlassen, das dem gleich ist . . . Aber was ist das? So sann er und da war sein Lächeln auf einmal schön und ganz heiter . . . Und er zog sie an der Hand wieder empor, auf die Füße und sprach zu ihr: Steh auf und steh vor mir, ganz nah, und nahm darauf ihren Kopf in seine Hände und küßte

die blinden Augen und sprach: So schaue mich an! Schaue, schaue! Und da bebte ihr ganzer Leib, und da wußte sie: Es ist da!! Es! Und sie tat ihre Augen auf und sah ihn an! Und sprach: Ja, du. So bist du, ich habe dich immer schon gekannt, auch in der Blindheit . . . Aber nun seh ich dich noch klarer und wunderbarer . . . Und hielt seine Hände und lächelte ihn immer glücklich an — und danach weinte sie einige Tränen des Glücks . . .

Bis Jesus sagte: Ich muß gehn . . . Aber ganz leise das sagte. Und da ließ sie seine Hände los und sagte: Ja . . . Und es war das Abendrot groß und heilig am Himmel, und die Landschaft lag in seliger Verhüllung . . . So ging Jesus dahin und sah nun nicht mehr zurück . . .

Sie aber stand da, schlank, grade, schön, lieblich und doch nun auch stark, mit einem seligen Lächeln und sah ihm nach; ihre Blicke gingen nun mit seiner Gestalt; auch noch, als er schon verschwunden war . . . Und da hatte er ihr nun etwas gelassen, vor dem der Schmerz des Abschieds nicht bestehen konnte . . .

Als der Mann auserzählt hatte, war wieder eine kleine Stille. Dann sagte einer: Das sind nun

zwei Geschichten von derselben Blinden. Und beide sind schön. Welches soll nun die rechte sein?

Und das wußte niemand zu sagen . . . Nur der eine sagte: für das erste menschliche Gefühl sei die zweite die rechte. Dem widerspricht aber ein anderer, indem er sagte, die erste Fassung sei ohne Zweifel zuerst dagewesen, also müsse sie die rechte sein.

Da dachte einer, er wolle den Fremden fragen, was er dazu meine. Der hob nun langsam den Kopf aus den Händen und schaute blaß und ernst . . . Dann senkte er seine Blicke in das niedergebrannte Feuer, derweil seine Hände nun auf den Knien lagen. Er sprach: Beide Geschichten sind richtig und der Wahrheit gemäß. —

Und als sie erstaunt fragten, wie das denn möglich sei, sprach er so: Allerdings ist das möglich, denn eine Geschichte, in Schönheit erzählt, sagt immer eine Wahrheit. Wohl, es war schmerzlich, daß Jesus ging und die Blinde nicht heilte . . . Darum war und blieb eine Trauer — (ganz ungewußt) in dem Mädchen, das da sitzen blieb — wie in ihm, der da ging . . . Und eben darum, um dieses Schmerzes willen, mußte es so kommen, daß er sie den noch heilte, obwohl er zuerst so von

ihr ging und nicht daran dachte. Aber ihr könnet ja denken, er sei den folgenden Tag zu ihr zurück gekommen, oder er sei noch einmal des Weges gekommen und hätte sie noch einmal gefunden . . . Wahr ist nur, daß das menschliche Gefühl, dem die Heilung der Blinden Bedürfnis war, recht hatte und nicht zum Schweigen kam, bis die Heilung auch wirklich erfolgte . . . Und so ist nun dieses wohl gut und ausgeglichen — nachdem der Schmerz noch in der Schönheit war . . .

Hier schwieg der Fremde . . .

Die andern saßen und sahen ihn an. Und sie hatten wohl alle den Gedanken: wer ist er? — Aber keiner fragte.

Danach stand der Fremde auf einmal auf, horchte hinaus in die Nacht und sprach: Ich muß gehn. Es ruft mich . . .

Was denn?

Irgend etwas! Vielleicht bin ich irgendwo not...

Und er grüßte und ging.

Und es war schon hinter Mitternacht, und sie sahen ihm nach, wie er verschwand.

Und aus ihrem massigen Schweigen stand danach auf einmal einer auf, daß die andern erschrocken aufschauten und sprach: Nun weiß ich:

Er war es. Er. Und da fragten sie nicht, sondern nickten nur, denn sie wußten, wen er meinte. Und wußten auch, er hatte recht. Er selbst hatte in ihrer Mitte gegessen . . .

Die Lehre vom Stall

Der Bettler steckte seinen Kopf aus der Hütte hervor. Das war eine Hütte, wie die Jäger in der Heide und im Moor sie manchmal brauchen, um das Wild zu belauschen mit ihrer Flinte, die Wildenten und Bekassinen. Seine Augen blitzten hervor, klar, hart, klug. Jetzt war eine Freude in ihnen. „Schon vorbei“, sprach er bei sich. Und er meinte den Regen. Es fielen nur noch einige Tropfen. Er stand schon vor der Hütte, hob den verbeulten Filz auf und setzte ihn auf sein angegrautes Blondhaar. Dann knöpfte er den langen, langen, grünlichen (einst schwarzen) Rock fest, rieb sich die rot angelaufenen Hände und sprach weiter: „Schon verdammt kalt; wenn der Winter kommt, wird's Leben schwer.“ Er stand noch eine Weile da, kletterte dann über den Holzzaun auf den Weg zurück und bedachte einen Augenblick, ob er rechts oder links geben sollte oder quer durch die Heide. Ein Wind ging, ein paar vereinsamte Blätter flatterten ängstlich auf den Birken am Weg. Die Kiefern standen naß und kalt, das Gras am Rand und am Weggraben hatte schon die Farbe verloren, denn es war später November. Da aber kam die Sonne durch und machte, wie kalt

die Luft auch war, auf einmal die ganze einsame schwermütige Landschaft schön und leuchtend. Der Bettler sah es und stand noch einen Augenblick. Da sah er nun, wie quer durch die Heide ein Mann herzuschritt; näher kam, gerade auf ihn zu; da wartete er; denn ein Mann wie er hatte ja immer Zeit (dachte er); auch war er begierig, zu sehen, wer da so gegangen komme; ein Bauer war es nicht; er kannte alle Bauern des Dorfes, in das er jedes Jahr zweimal kam, zu betteln um Geld, Brot und Schnaps. Der Pastor war es nicht, das sah er schon; der Lehrer auch nicht. Erst recht kein Viehhändler.

So wartete er, und dann war der Mann bei ihm, trat über den Graben auf den Sandweg und grüßte ihn.

Der Bettler lachte, sein Gesicht war struppig, denn es war lange nicht rasiert. Er lachte und sprach: „Ihr kommt gerade aus dem Regen, wie es mir deucht, und habt kein Tröpflein auf eurem Gewand.“ Dabei sah er das Gewand an, das der Mann trug; und es kam ihm merkwürdig vor; es war keine Bauertracht und keine städtische Tracht. Es war eine Art Mantel, die den ganzen Körper von den Schultern bis über die Knie hinab

hüllte; es war dunkel, nicht schwarz, und was der Mann darunter trug, sah man nicht.

„Keinen Tropfen,“ sagte der Bettler, „die Regenwolke ist über euch hinweggerauscht, und nun glänzt die Sonne auf euren trockenen Schultern.“

Der Mann lächelte. „Ich bin einer, der viel unterwegs ist, da braucht man manchmal das Glück, um nicht oft allzuviel zu leiden unter Witterung und Einsamkeit. Ein einziger Kiefernbusch, mit breit-dichten Nadelzweigen hat mich geschützt.“

Der Bettler sah ihn von der Seite an. „Es beginnt jetzt die schwere Zeit für unsereins“, sagte er langsam. „Der Winter ist das Schlimmste.“ Er hätte sehr gern gefragt, ob der Wanderer auch einer sei — auch von der Walz; aber er getraute sich nicht; wenn der Mann auch in der Kleidung gar nicht wohlhabend ausah, war doch etwas in seinen Bewegungen und vor allem in seinem Gesicht, eine ruhige Sicherheit und ein Ernst, daß der Bettler ihn nicht für einen gewöhnlichen Wanderbruder halten durfte.

„Du fürchtest den Winter?“ fragte der Mann. Sein Blick lag auf dem Gesicht des Bettlers und

fragte wie die Worte. Aber ohne Zudringlichkeit; ganz in einfacher milder Teilnahme.

Der Bettler sah auf seine Hände, die rot waren von der kalten Luft, und sagte nun fast leise: „Ja, der Winter.“ Der andere fragte nicht weiter, sein Mund schwieg, aber sein Blick lag immer sanft im Gesicht des Bettlers. Da sprach der weiter: „Die Menschen sitzen da in ihren Häusern und Kammern und machen ungern auf. Die Hunde bellen an den Säunen und Toren, und das klingt kälter und abweisender als sonst. — Aber man findet noch einen Menschen, der einen Groschen gibt, oder einen Keller Mittag. Der Groschen bringt zwei Schnäpse im Wirtshaus; das wärmt. — Auch ist im Wirtshaus wohl noch ein Mensch, der etwas Besonderes gibt, ein Brot mit Wurst und einen Schnaps extra. Dann aber die Nächte, da graust's einen wohl; man sitzt vielleicht im Wirtshaus bis spät, wartend und nicht wissend, wohin. . . Man klebt am Stuhl, denn draußen ist Winter, Dunkel, Einsamkeit. — Aber die Gäste gehen, es gibt niemand etwas mehr zum Besten, und der Wirt sagt: „Anton (ich heiße nämlich Anton, Herr), Anton, es wird Zeit.“

„Herr Wirt, jawohl, Zeit,“ sage ich und sehe

auf meine Stiefel nieder. „Ich muß schließen,“ sagt der Wirt, „die Polizeistunde ist lange vorbei. Anton, du mußt gehn.“

„Wohin gehn, Herr Wirt?“ sage ich, „soll ich schlafen im Kraut und mit einem Wacholderzweig mich zudecken? Lieber gib mir noch einen Wacholder zu trinken.“ Der Wirt schweigt. „Solltest lieber arbeiten, Anton,“ sagt er dann. „Dann hättest du ein Unterkommen.“

Herr, was ist das für eine Rede, wenn es Abend spät ist, und draußen Winter, der Wirt die Lichter löschen will und unsereins nicht weiß, wo es schläft! Und die Nacht wird bitterkalt . . . Das ist der Winter. Zuletzt erbarmt es den Wirt, er schließt die Scheune auf, weist auf den Boden, wo das Heu liegt und man steigt hinauf. Die Scheune ist nicht ganz dicht, es zieht im Gebälk; die Kleidung ist dünn, ihr seht ja, Herr, aber da kriecht man ganz tief ins Heu, ganz tief hinein, ganz tief, daß man fast erstickt und nur die Nase frei hält, man reibt die Glieder aneinander und schläft zuletzt ein. Am anderen Morgen erwacht man, steif, denn die Nacht ist sehr kalt gewesen, man steigt herab; man wartet, daß der Wirt die Scheune aufschließt, man klopft von innen; zuletzt kommt

er; man darf sich an der Pumpe waschen im eiskalten Wasser, und man bekommt sogar eine Tasse schwarzen heißen Kaffee. Danach geht man mit Dank und beginnt neu die Wanderung durch die Höfe, an den Toren vorbei und denkt noch nicht daran, wie schlimm wieder die Nacht sein wird, die nächste Nacht.“

Der Bettler schwieg. Der Mann hatte zugehört; seine Blicke waren von dem Gesicht des Bettlers langsam auf die Erde gesunken. Nun hob er das Gesicht und fragte leise: „Wollen wir nun gehen?“
„Ja, Herr.“

★

So gingen sie; — und wurden warm im Gehen, sodaß der Bettler seine Laune wieder fand und sagte: „Wie schön die Sonne die Welt macht!“
„Ja,“ sagte der Mann, „gerade wie die Liebe. Hast du schon bemerkt, wie ganz anders die Dinge sind und auch die Menschen, wenn man sie mit Liebe, oder wenn man sie mit Anteil betrachtet? Die Sonne ist in Wirklichkeit das Herz Gottes und seine Güte, denn sie macht alles schön. Diese Güte und Liebe ist so mächtig und hell und strahlend, daß sie ihn selber so ganz und gar durchleuchtet, daß man meinen könnte, er selbst wäre gar nicht da.“

13 Der Eine und die Welt

Hierauf wußte der Bettler nichts zu sagen. Aber er nickte. —

Nach einer Weile sagte er: „Es wird Mittag sein, man könnte daran denken, ob man für diesen Tag etwas zu essen bekommt. — Habt ihr einen bestimmten Weg, Herr?“ „Nein“, sagte der Wanderer. „Es ist wahr, die Sonne hat ihre Höhe erreicht, gehen wir ins nächste Haus und fragen, ob man uns zu essen geben will.“

Der Bettler lächelte: „Ich weiß etwas. Unser-eins muß immer so etwas wissen, wenn man durchkommen will; der lange Harms wohnt hinter der Biegung, hinter dem Erlenbusch; sein Weib hat vor Tagen ein kleines Kind bekommen, den ersten Sohn, darüber ist Freude im Haus, ich stand an der Tür beim Pfarrer, als er die Meldung machte; gehen wir hin, die Frau ist wohlgesinnt, der Bauer wohl sparsam, aber er wird zu essen geben, wenn auch kein Geld.“

Der Mann sagte: „Wir bedürfen nur des Essens.“

Sie kamen um die Biegung und sahen das Haus liegen hinter den fahlen Bäumen. Der Bettler sprach: „Der Mann war ein Heuerling bei des Siemers Hof, nun ist er hier herausgezogen und will sein eigener Herr sein. Er hat das Haus ge-

baut und Land hinzugekauft, das macht er urbar, rodet, gräbt, pflügt, sät, erntet; arbeitet jahraus, jahrein, arbeitet, arbeitet! Welch ein Leben ist das! Ich betrachte dergleichen oft verwundert im Vorbeigehen. Aber er wird es schaffen; so knapp es ihm gehen mag. Aber was ist es für ein Leben? arbeiten, arbeiten früh und spät und weiter nichts denken.“

„Man kann es nicht tadeln“, sprach der Mann; „er hat ein Ziel, er steht am Anfang einer sehr schweren Aufgabe; er wird denken, ich kann weiter nichts tun, als arbeiten, auf daß etwas werde. Meine Kinder werden es wohl ein wenig leichter haben. So opfert er sich seiner Zukunft.“

Der Bettler sprach: „Ihr habt recht, man kann es nicht tadeln. Aber ich staune oft, was Menschen vermögen.“

Sie kamen auf den Hof, gingen vorbei an Pflug und Egge, an denen noch feuchte Erde hing und traten durch das große Tor auf die Tenne. Da trat ihnen der Bauer entgegen und sah sie prüfend an. Sie grüßten, und der Wanderer begann zu sprechen: „Wir fragen, ob ihr vermögt, uns zweien zu essen zu geben. . . Wir sind hungrig.“

Der Bauer lachte und sprach: „Seid ihr nun

zu zweien? Bisher kam nur der da allein . . .
Aber es kann geschehen, geht hinein.“

Der Bettler sprach: „Nein, denn ihr sollt den Herrn nicht kränken; er ist nicht meinesgleichen. Bauer Harms, das solltet ihr gleich gesehen haben . . .“

Der Wanderer aber sprach mit Heiterkeit: „Nun kränke du den Bauer nicht, er hat es nicht schlimm gemeint. — Wir sind zwei Wanderer und hungrig, das ist genug für den Hofherrn, daß er sagt: Wir können essen.“ Und sie gingen hinein.

Als sie drinnen ein wenig allein am großen Tisch saßen und warteten, flüsterte der Bettler dem Wanderer zu: „Seht acht, Herr, wir werden gut essen. In solchen Tagen, da die Frau liegt und ein Kindlein in der Wiege schreit, kommen Geschenke ins Haus. Die Frauen umher wissen, was not tut. Sie kommen helfen und bringen mit. Ein Huhn, ein paar Hähnchen, auch Schinken und Wurst. — Mich dünkt, wir werden eine gute Suppe essen.“

„Wohl, wohl, freue dich!“ sprach der Wanderer. Aber ehe noch die Nachbarin, die in der Küche schaffte, das Essen auftrag für die zwei, stand der Wanderer auf und trat auf die Tenne zurück und sprach zum Bauern: „Es dünkt mich nicht recht,

daß wir essen, ehe wir an eurer Freude teilgenommen haben. Willst du uns eine Freundlichkeit erweisen, so zeig uns das Kind, das dir geboren ist. Danach wollen wir essen.“ Der Bauer sprach: „Ich will sehen, ob es angängig,“ und ging in die Kammer zu seiner Frau. Der Bettler aber war hinter den Wanderer getreten und flüsterte: „Herr, das war nicht not. Sieh, das Essen wird angetragen, die Suppe duftet, das Kind können wir auch später sehn. Am Ende, was soll uns das Kind? Es wird einmal ein Sklave der Erde sein, wie die Bauern alle.“ Als er dies gesagt hatte, wandte sich der Wanderer zornig zu ihm um und sagte: „So bist du gesonnen? Kennst nur den Bauch und keine Freude mit den Menschen?“

Das erste Gefühl des Bettlers war: schäme dich, Anton! Dann aber sah er auf und sagte: „Redet, was ihr wollt, Herr! Was ist Besonderes dran, wenn ein Kind in der Wiege liegt? Ein Menschlein mehr, das sich schinden muß in dieser Welt — bestenfalls — oder aber ein Mensch mit hartem Herzen, mit gierigem Herzen mehr, oder mit Neid und Mißgunst im Herzen mehr — Herr, ich bin ehrlich: was soll ich mich groß freuen? Seid ihr durch Dörfer und Städte gekommen und

habt die Bälger hinter euch gehabt, mit Geschrei, mit Gelächter, mit Steinwürfen? Ich hab sie hinter mir gehabt und liebe Kinder seitdem nicht mehr.“

Der Bauer kam aus der Kammer zurück und sagte: „Es geht nicht, ihr müßt warten. Später sollt ihr das Kind sehen. Ein Kerl, sage ich euch. Ich glaube, er wird euch gefallen.“

Sie aßen schweigend. Als sie fertig waren und ihre Messer und Gabeln hingelegt hatten, saßen sie noch und jeder sah vor sich hin.

Die Nachbarin trug das Geschirr ab, man sah durch die offene Thür den Bauern das Pferd besorgen, sah ihn Stroh schneiden zur Streu für die Kühe, — und dann kam er herein, schon mit den langen Ackerstiefeln an den Beinen und sagte: „Nun ist's Zeit, der Junge ist wach, hat getrunken und liegt im Bett und lacht.“

Der Wanderer stand auf, sah über die Schulter zurück nach Anton hin, winkte und sie gingen.

Die Mutter lächelte ihnen entgegen. Der Wanderer entschuldigte sich: „Wir sind zwei Wanderer, aber wir möchten des Hauses Freude sehen; es ist nichts Schöneres im Hause als Kinder und vor allem als ein neues Kind.“ Der Bauer stand dabei und nickte. Die ältesten Kinder, zwei Mädchen

von sechs und vier Jahren standen am Bett der Mutter, mit Puppen im Arm und sahen mit großen blauen Augen die Männer an.

Der Mann sprach weiter und neigte das Haupt ein wenig dem Bettler zu: „Stieh doch, das Wunder ist dies, du wirst es wohl sehn, wenn du dir Mühe gibst. Wie sollte ein Vater nicht stolz und eine Mutter nicht selig sein?“

„So ist's“, sagte der Bauer.

Der Bettler ließ den Kopf vornüber hängen und sagte: „Nun ja, mag sein, daß etwas Besonderes aus dem Kind wird. Es kann schon sein — es lächelt ja auch schön.“

„So tun alle Kinder,“ sagte der Wanderer. „So hast du auch gelegen und gelächelt; und war kein Zweifel in dir damals, daß du immer haben würdest, wo du dein Haupt hinlegtest.“

Der Bettler hob schein ein wenig die Blicke, senkte sie wieder und stand ganz still.

„Dies waren wir alle . . . vertrauende Kinder, lächelnde Kinder. Hernach sind wir auf einmal erwachsen und haben alles vergessen. Ist es nicht seltsam? Warum fragen wir uns nicht, wo das „Kind“ blieb? Wir sind doch aus jener Kleinheit, aus jenem lächelnden Vertrauen hervorgegangen.

Warum sind wir später harten Herzens, hassen die Menschen, die Kinder, die Welt? Anton — weißt du's? Wo ist das Kind in dir geblieben?" — Der Bettler schwieg. Nur daß ganz langsam eine Träne aus dem Auge quoll und herabsickerte. — „Kann das Kind verschwunden sein? Muß es nicht da sein? Immer noch? . . . Wohl, du sagtest es: Kinder können böse sein, sie liefen hinter dir, schrien und warfen mit Steinen . . . aber wir müssen nicht vergessen, daß sie alle Erben sind und an ihnen alles Böse hängen bleibt, das ihre Eltern ihnen mitgaben . . . Wohl, wie soll nun das, was in ihnen böse ist, ausgelöscht werden, wenn nicht wir es auslöschen? Denn Kinder können das ja doch nie tun. Denn noch sehen und wissen sie es nicht, noch ist die Keife nicht bei ihren Herzen! — Aber ein Kindlein in der Wiege — das ist Wunder, das ist des Erstaunens Menge, da ist Gott einen Augenblick nahe . . .“

Der Bettler wagte noch einmal ein Wort und meinte, er wisse doch nicht, ob es wohlgetan sei, so zu reden, da man nicht des Kindes Schicksal und Zukunft wissen könne. Die Mutter möge nicht böse sein, wenn er es sage, er sehe wohl, daß es ein schönes und gesundes Kind sei.

Eben deswegen, sagte der Wanderer, solle und müsse die Mutter alles hoffen und glauben, was ihr Herz zu glauben und hoffen nur vermöchte, all ihr Traum, all ihr Wünschen müsse sich doch häufen auf das Kind. „So war es bei Maria, da sie Jesus gebar . . .“, sprach der Fremde und schwieg ein wenig danach. „Sehet, es ist eine Lehre vom Stall; die sagt: es ist nicht Glauben in der Welt. Die sagt: aber ohne Glauben kann die Welt nicht sein! Und weiter sagt die Lehre vom Stall:

Nicht alles Kleine vermag groß zu werden. Aber alles Große war zuvor klein, ganz klein. Also kann niemand wissen, was aus dem Kleinen werden wird. Also sollen wir das Kleine nie verachten, denn es könnte ja das Große aus ihm werden. Und hinterher wären wir die, so das Große verachtet haben. Und weiter sagt die Lehre vom Stall: Verachtet Kleinheit, Enge und Armut nicht; was aus ihr hervorgehen könnte, wenn es dem Schicksal so gefällt, das weiß niemand . . . Und das Große ist immerdar verhüllt und verborgen gewesen in Enge und Armut, bis danach sein innerer Weltglanz Enge und Armut strahlend durchbrach und das Leuchten der Welt sichtbar ward; allen

vertrauenden Seelen sichtbar ward; und danach also beschämt standen, die es zuvor verachtet.

So auch hier; hoffen und glauben dürfen wir alles, die Mutter weiß dies am besten . . . ein Kindlein liegt und lächelt schön; wer weiß, was daraus werden mag. Aber die Zukunft liegt in Gottes Hand. Wir können nur hoffen und glauben.“ —

„Wir danken der Mutter, wir wünschen ihr schnelle Genesung — und dem Kind ein schönes Wachsen und immerfort Lächeln“, sagte der Mann.

„Ja, wir danken der Mutter und wünschen dies alles“, sagte Anton. Dann gingen sie aus der Kammer; und der Bauer lächelte stolz. — Auf der Tenne standen sie noch eine Weile. Der Bettler trat vor den Fremden hin und sprach: „Wer bist du?“

„Ein Wanderer“, sagte der. „Du weißt es.“

„Soll ich dich nun hassen?“ sagte der Bettler, „was hast du von meiner Kindheit zu reden? Was geht es dich an?“

„Hab ich dir weh getan, verzeih“, sprach der Fremde. „Es geschah nur, weil du klein sprachst von der Kindheit und ihrer Kleinheit. Auch meine ich wirklich, daß die Menschen übel tun, ihre Kindheit zu vergessen und zu vergessen, daß sie einst

Helden waren: eben da sie klein waren und den großen, großen Glauben hatten."

„Das ist wahr“, sagte der Bettler. „Aber sagst du dies, Mensch, so sag auch, wo dies alles geblieben ist?“ Wieder quoll eine dicke Träne.

„Oder ich frage es dich“, sagte der Fremde. „Und frage es die Menschen alle. In aller Herzen, Seelen und Blut war etwas, irgend ein Traum, eine Liebe, ein Hoffen, das glomm wie des Wunders dunkler Schein.“

Der Bettler sprach: „Du hast recht, es war so. Wie haben wir das vergessen? Wie wurden wir, was wir sind? Keine Antwort? Ein Kind müsse noch in uns stecken, sagtest du? Wenn's aber nicht mehr da ist? Ist's dann gemordet? Und wer hat's gemordet? Ich selbst oder die andern?“

Und er wandte sich ab und sprach in seine Hände: „Was hat man an mir getan? Was hab ich an mir getan?“ Und ging zum Tor und stand da und sprach: „Gehe von uns hinaus, Herr; wir können deine Worte nicht ertragen! Gehe fort, Herr!“

Der Fremde ging aber nicht. Er stand schweigend. Der Bauer sprach: „Du redest seltsam. Unserems hat kaum Zeit, darüber nachzudenken. Ei-

gentlich sollte ich längst auf dem Acker sein und pflügen. Es wird höchste Zeit, daß der Winterroggen hinein kommt.“

Der Fremde sprach: „Ich wollte dir meine Freude sagen über jedes Kind, das neu erscheint, das einer Mutter Hoffnung, eines Vaters Stolz ist . . .“

Der Bauer sprach: „Ich weiß auch, es ist alles richtig so und wahr, was du sagst. Wir haben alle unser Kindsein vergessen, und daß in ihm Träume und Hoffnungen waren, die taube Blüten blieben und abfielen. Vielleicht ist das aber im Leben immer so.“

„Das eben ist die Schwermut der Welt!“ sprach der Fremde, — „und wenn auch der Mensch immer sich selber und dem andern sagt, es ist nun einmal so — er trachtet dennoch, die Schwermut einmal zu überwinden . . . und Kindheit ist ja doch immer da; ist immer auch um uns, die erwachsen sind und die niemals ganz unser Kindsein zurückerlangen; und also auch ist immer Hoffnung um uns; ein Traum in die Zukunft; also daß wir wohl vermöchten, uns zu freuen und mitzuhoffen . . .“

Der Bauer stand nachdenklich und sprach: „Das

ist wahr . . . Gott schickt vielleicht die Kinder immer neu zu uns, auf daß die Welt nicht ganz traumleer sei.“ — „Eben das“, sprach der Fremde. „Und darum ist immer neu die Freude der Menschen über die Kindlein, denn man weiß ja nicht, ob in ihrer einem nicht wieder ein Herz so groß und gütig heranwächst, daß es die Welt umspannt.

Und sieh, wie sehr uns Große auch das Leben und die Welt mit tausend nötigen Dingen in Arbeit und Abhängigkeit hält, ganz abgetrennt sind wir niemals dem Gefühl, daß hinter allen engen arbeitschweren Tagen Gottes Ewigkeit sich dehnt, daß hinter aller Alltäglichkeit das Geheimnis (dem ein Kind gern nachhört) verborgen ist. Und nun leb wohl! Dein Acker wartet. Auch das ist Notwendigkeit . . . und, wenn du des Ackers Wachsen siehst: Glück.“

„Leb wohl, Herr!“ — Der Bauer zog die Pferde aus dem Stall, und der Fremde ging ins Freie. — Da sah er, daß der Bettler schon gegangen war.

Als er auf den Sandweg hinaus kam, sah er ihn an der Biegung stehen, an eine Birke gelehnt.

Als er zu ihm trat, sprach er: „Nun können wir weiter gehen.“ — Der Bettler aber sprach und sah zu ihm auf: „Ich glaube, ich vermag es

nicht. Wer bin ich, daß ich mit dir gehe? — Ich weiß, daß es alles wahr ist, was du sprachst. Aber ich vergesse schwer, daß deine Worte mir Schmerz machten. Gehe von mir hinaus, Herr!“

Der Fremde sprach: „Wenn es denn sein muß, will ich es tun. — Aber vergiß nicht, daß immer des Menschen Aufwachen zu neuem Wissen schmerzlich gewesen ist — wie eine Wunde in seinem Leib. Und es war doch immer nur eine Gesundung . . . Ich gehe nun von dir. — Aber der Mensch ist mehr als ein Leib; und wer seiner Seele Stimme nicht hören will, tut an sich selber das Böseste. — Vielleicht dürfen wir denken und träumen, daß wir noch einmal uns begegnen. Sind wir doch beide ein paar Wanderer nur.“

So schieden sie. Der Fremde ging den Weg hin und sah nicht zurück.

Die Sonne schien immer noch. Herbstklar die Weite; graublau im Dunst der Horizont. — —

Der Bettler stand noch da und sah ihm nach. — Einmal war ihm, er solle den Mann zurückrufen. Dann schüttelte er den Kopf. Danach, nach einer ganzen Weile, faßte er seinen Knotenstock fester und ging auch.

Der Schlaf Jesu

Und als das Schiff anlegte am Strand, da lachten sie alle.

Den Frauen kamen die Tränen der Freude; und danach den Männern auch. Sie schauten großen Auges hinauf den Strand, der sich sanft hob; und ihre Lippen sprachen: Es ist die selige Insel und wir haben überwunden.

Und sie knieten nieder und breiteten weit die Arme. Und ihre Lippen sprachen: Es ist Thule. Das Land der Götter.

Er aber kniete nicht; eine große ernste und doch heitere Milde war auf seinem Gesicht. Dann bückte er sich und nahm eine Hand voll loser Erde auf und besah sie mit seinen leuchtenden Augen und ließ sie sanft durch seine Finger niederrinnen; wie lieblosend und zart.

Dann trat er an die Spitze des Zuges, und sie gingen zu Lande. Die Sonne begann schon zu sinken und schien mild, in der Wehmut des Abends, herüber, fern glänzten in ihrem Schein die Häuser der Stadt aus dem Grün der Hügel . . .

Sie gingen auf dem weißen Wege, der erst durch Wiesen und danach durch Felder gegen die Hügel hinan führte. Als sie nun eine Strecke gegangen

waren, blieb Jesus stehen, trat zur Seite und sprach: Gehet ihr weiter und ziehet gegen die Stadt hinauf. Ich will mich hier setzen und ruhen, denn es kommt mir auf einmal: ich bin müde . . .

Es war dies aber bei einem kleinen Gebüsch, wo auch ein paar breite, alte Eichen standen. Und Jesus setzte sich da an die Erde und stützte das Haupt. Da sprachen die andern: So rastet, Herr! Wir wollen solange warten.

Er sprach: Nein, gehet ihr vorauf; ziehet ein in die Stadt . . .

Sie sprachen: Nein, Herr, wir wollen um dich sein.

Jesus aber sprach schon nicht mehr. Sein Haupt sank hinüber; er lag und schlief.

Da waren sie still. Nur eine leise Stimme sprach: Wir wollen hier bleiben und um ihn stehen, daß nichts ihm nahe. Und sie standen im Kreis um ihn wie eine dunkle, stumme Mauer. Denn es erschütterte sie: ihn, den Starken, also zu sehen — von der Müdigkeit überwältigt — kurz vor dem „Ziel“, wie sie meinten. Ihn, der der Härteste und Größte gewesen war auf dieser Fahrt, die niemand von ihnen vergessen würde.

Sie waren zehn Tage auf der Fahrt gewesen,

und davon waren sieben Tage im Sturm gewesen. Im Sturm und eiskalten Regen, und da war niemand gewesen, der nicht um das Leben aller gebangt hatte. Das Schiff hatte auf dem aufgewühlten Wasser gelegen wie ein leicht Stück Holz, wie ein hölzernes Schüsselchen, hatte im Wind geschwanzt wie ein dürres Blättlein im Hauch des Windes. Es hatte die Wasser über sich ergehen lassen und die Regen: wie Rutenstreichle einer stärkeren Hand. Die Frauen hatten grauenhaft geschrien in ihrer Angst; den Männern hatte das Herz gefroren; aber sie waren still gewesen. Er aber war gelassen zwischen ihnen gegangen, wortelos, nur mit großen hellen Blicken über alle hinreichend; dann mit eiserner Kraft stehend gegen das Wetter und die drohende Welt umher, das Steuer haltend, die Segel einziehend, den Frauen ein gutes leises Wort sagend, wenn er zwischen ihnen hinging; daß sie für einen Augenblick aufgehört hatten und sein Atem sie wie lauter linde Luft gestreift hatte; also daß sie für einen Augenblick seinen Glauben fühlten: es kann uns nichts geschehen.

Und da war es allmählich still geworden auf dem Schiff, und das Rufen der Angst hatte aufge-

hört, ob der Sturm gleich noch andauerte als wolle er nie ein Ende nehmen. Es war still geworden; die Frauen hatten in den Winkeln gesessen mit stummem Warten; die Männer waren hin und wider gegangen, hatte jeder an seinem Platz gestanden und hatte jeder das Seine getan, mit letzter Kraft. Mit starren Gesichtern. (Denn sie hatten gleichwohl gebangt, daß all ihre Kraft und all ihr Tun vergeblich sein würde gegen die Elemente.)

Der Sturm hatte sich nach kurzen Pausen immer wieder erneuert, schlimmer denn zuvor. Da hatten die Frauen sich hingelegt, krank an Leib und Seele. Da war er zwischen ihnen gegangen in den Stunden, die jedem als Ruhe dienten, er hatte sie gepflegt, ihnen einen Trunk gegeben, die Hand auf ihre Stirn gelegt. Keiner der andern hatte dabei helfen können; denn das Schiff brauchte eines jeden Mannes Kraft. Oder die Männer bedurften kurzen Schlafes.

Er aber schlief nicht. Bis zum Abend des siebenten Tages nicht. Da war er vor großer Müdigkeit einen Augenblick eingeschlafen, bis zur Mitte der Nacht. Dann aber hatte ihn wieder das Rufen der Kranken geweckt, daß er aufgesprungen

war, und hatte ihnen zu trinken gegeben. Das aber war die Nacht gewesen, da der Sturm sich legte und alle zuletzt einschliefen.

Und ein klarer Morgen zog auf überm Meer. Er aber hatte sich seines kurzen Schlafes geschämt und hatte, wie in leere Luft, zu ihnen gesprochen: Verzeiht . . . Sodasß sie alle ihr Gesicht verhüllt hatten, wie um das nicht zu hören . . . Und dann war es still gewesen — der Sturm still und alle Menschen auf dem Schiff still und schlafend, ausgenommen der am Steuer saß . . . Hoch am Himmel waren die Sterne erschienen, und leicht und stet war das Schiff dahin geglitten . . . Am Morgen des zehnten Tages waren sie alle gesund gewesen; und am Nachmittag waren sie gelandet. Nun waren sie da . . .

Sie umstanden den Schlafenden.

Als es nun Abend wurde, hockten sie im Kreise nieder und saßen um ihn. Er aber schlief als wäre er tot. Und das verstanden sie. Denn dieser hatte mehr gewacht, denn sie alle. Und war er gleich Gott — er brauchte auch Schlaf. Wie Gott auch Schlaf braucht . . . Und er hatte überdies schon mehr gewacht, denn zehn Tage und Nächte Fahrt. Solange man von ihm hörte, hörte man nur von

seinen Taten, von seinem Leben, von seinen Worten, von seiner Seele . . . aber von seinem Schlaf hatte man nie gehört. Sogar noch in den Nächten waren die Namenlosen zu ihm gekommen, um ihn zu fragen um das Größte der Welt und um Dinge, um die sie ihn am Tage nicht hatten fragen mögen, da sie zu bänglich waren und die Menschen fürchteten.

Nun hatte ihn doch ein großer Schlaf übermannt; denn daß er tot sei, das glaubten sie nicht. Ja, einmal hatte es so geschienen, als sei er tot, als er seine schwerste Tat getan hatte, einen Tag am Kreuze hängen. Aber auch da hatte er nur zwei Nächte Schlafes bedurft, um danach wieder aufzustehen und zu leben. Und niemand wußte, wie er das machte, so dauernd, so ohne lange Ruhe zu leben. Denn alle andern Menschen, die stark lebten, deren Leben Mühe war, bedurften doch der Ruhe; und zuletzt gingen sie, wie alle Menschen, zu einem langen Schlafe ein; und niemand wußte, wann der zu Ende war. Niemand wollte das auch wissen. Man war still über solchen Schlafenden und ließ jeden von ihnen in seiner Ruhe. Bis man selber zu langem Schlafe einging nach schwerem Leben und selber alles vergaß; alles Leben und allen Schlaf . . .

So saßen sie um ihn im Kreis und wagten nicht zu schlafen; denn er hatte das einmal getan für sie alle: wachen während alles schlief; damals im Delbaumpark Gethsemane; nun konnten sie ihm ein wenig davon vergelten — freilich ein wenig nur.

Und damit nun die Müdigkeit sie nicht überläme und sie nicht dennoch einschliefen, fingen sie an mit leiser Stimme von ihm zu erzählen: Dinge, in denen ein matter Abglanz seiner Größe und seines innern Lichtes, seiner Taten und seines Wissens war.

Und es erzählte einer:

Wir alle wissen, wie seltsam er ist. Denn wir waren ihm lange nah. Oder besser: er war uns lange nah; denn er war uns in einer Noth nahe und lebte sein Leben mit uns. Also: er ist seltsam, nicht aber meine ich damit, daß wir nun wüßten, wer er sei und wie er sei. Es wird das vielleicht niemand wissen. Wir alle fühlen vielleicht in seltenen Stunden dunkel: wir sind alle etwas von ihm; ein Stückchen, ein Fünkchen; wir fühlen ein ganz Winziges seines Wesens in uns, sei es auch nur in der flüchtigen Gestalt einer Sehnsucht. Nun aber scheint mir, daß er sich nicht als die Summe

von uns allen empfindet; ich glaube das kaum; es scheint mir vielmehr, als fühle er sich nun als Teil von einem jeden von uns — als ein Umfassendes, ja, aber dennoch als einzelner Mensch, ganz ohne Stolz, als sei er immer doch der eine, der er sei und daneben doch zugleich immer der eine auch, mit dessen Schicksal er in dem bestimmten Augenblick zusammentrifft, also, daß er immer ein Doppelter sei: Jesus-Mensch, d. h. Jesus und jeder Einzelne — das gibt zwei oder gibt Unzahl; aber Jesus ist das in sich. Es gehen Sagen, wie er Kinder heimführt, die verirrt waren, wie er in der Nacht mit Heimatlosen sprach, wie er am Weg mit einer Blinden sprach. Und alle die andern Sagen — ich brauche sie nicht zu erzählen; und viele mögen schon verweht sein im Wind . . .

Und weiter sprach ein anderer: Ich glaube, daß damit sein Wesen noch nicht ausgeschöpft ist, so richtig es ist; aber wer kann je eines solchen Menschen Wesen schöpfen? Immerhin: ich glaube an die Teilhaftigkeit seines Wesens allem Ding-sein in der Welt und nicht bloß in der Menschenwelt. Er ist zum Beispiel dem Baum nicht fremder als uns . . . Es geht die Sage, wie er an einem Baum lehnte und leise mit ihm sprach . . . aber davon

wollte ich nicht reden; er soll größere Gaben haben als sein Haupt an einen Baum zu lehnen und des Baumes Herz arbeiten zu hören. Er kann selbst der Baum sein; er kann im Baum aufgehen . . . und nicht bloß in den Baum gehen wie in ein Haus, sondern in des Baumes Wesen. Man erzählt, daß König Erich, als er verraten wurde, als die meisten seiner Mannen ihm untreu waren, und die Treuen erschlagen waren, daß er da floh vor seinen Feinden, ganz allein. Und kam auf die Heide hinaus, die war grau im Dämmer und Erich lief, daß er sein Leben errette vor seinen Feinden, und sich verberge irgendwo. Und rastete zur Nacht unter einem Baum. Und war traurig in seinem Herzen, und es fröstelte ihn in seiner großen Verlassenheit und schmerzte ihn in seinem Blute wegen der Menschen Untreue. Und da offenbarte ihm in der Nacht der Baum den Herrn: hielt seine Zweige tief über ihn wie Hände, streichelte und tröstete ihn und sang ihn in Schlaf. Und dann am Morgen, als er aufstand, betrachtete Erich den Baum, der ihm wohlgetan hatte im Traum und sah ihn glänzen und es war, als lächle ihm aus jedem glänzenden Blatt ein Auge entgegen . . . und da trat Jesus hervor aus dem Baum und sprach: Ich grüße

dich; fürchte dich nicht, ich will mit dir über die Heide gehn.

Und so gingen sie . . .

Es ist, wie du sagst, sprach ein dritter. Und der König, erst noch schreckensstumm, vergaß seiner Angst und seiner Verlassenheit, da er nun mit einem Menschen ging, der ganz gut war. Und am Abend rasteten sie wieder. Es waren aber keine Bäume da, sondern nur ein paar große Steine. Und Erich sprach: Was sollen wir tun?

Jesus sprach: Wir wollen uns die Steine herrichten und uns daran lehnen und versuchen, ob wir schlafen können. Und sie legten sich hin an die Steine. Erich aber konnte nicht schlafen; er hätte gern ein Bündel Gras oder Heu oder eine Handvoll Laub gehabt, daß er sein müdes Haupt darein lege; denn er war sehr müde von der langen Wanderung und von der vielen Not-Angst seiner Seele. Jesus sah es, und da setzte er sich auf einen der Steine und sprach: Nun lege dein Haupt in meinen Schoß. Der König wollte aber nicht; da mußte Jesus lange bitten, bis er es doch zuletzt tat; und da schlief er gleich ein.

In der Nacht träumte ihm: Jesus entzog sich ihm leise, ganz leise — wohin, das weiß niemand.

Sing er in den Stein auf? Schwand er in die Nachtluft? Wer weiß es? Erich hatte das Gefühl, als sei er nicht mehr nahe, als ruhe er nicht auf seinem Gewand. Er sprach im Traum und seine Stimme war traurig: Willst du mich nun verlassen? Und bist erst einen Tag mit mir gegangen? Sieh, meine Feinde werden mir nachsetzen und mich einholen; und meine Seele wird nicht länger Kraft haben zur Flucht . . .

Die Stimme sprach: Gehe fünf Tagereisen von hier weiter, so kommst du in das Land eines Fremden; dem offenbare dich und sage ihm: Ich bin ein vertriebener König, so wird er dich aufnehmen und dich ehren.

Und du? sprach der König. Wo bleibst du?

Irgendwo, sprach die Stimme. Ich bin überall. Bin ich dir fortan darum ferner, weil mein Leib nicht neben dir geht? Warum willst du länger traurig sein? Und was ist mein Leib? Habe ich Grenzen? Sieh, ich bin nur Seele. Nur Geist; darum kann ich bei dir sein, ob ich gleich nicht da bin. Und kann gleicher Zeit bei jedem Menschen sein. Begreifst du das?

Noch nicht ganz, Herr, sprach der König.

So denke darüber nach, sprach die Stimme. Und erwache um den Morgen und setze deinen Weg fort.

Und du? Wohin gehst du? In den Stein, wie du im Baum warst?

Aber die Stimme klang schon leiser, wie untergehend: Wo immer du mich denkst und deine Seele mich fühlen kann, da will ich sein . . .

Und König Erich erwachte um den Morgen und stand auf und war allein . . . Er gedachte erst zu trauern. Aber dann erinnerte er sich seines Traums und legte sein Ohr an den Stein, darauf Jesus gesessen hatte und erlauschte die Atemzüge des Steins.

Und stand danach auf und reisete weiter, fünf Tage lang und entrann glücklich seinen Feinden . . .

Der vierte erzählte: Ja, es ward oft gesagt, daß er manchmal wie ausgewischt war, nachdem er lange Zeit zwischen den Menschen gewandelt war. Diese Erzählung aber bezeugt ja, daß es noch mehr Wege für ihn gibt, als Menschenwege; daß es Wege der Pflanzen und Steine gibt, die er gehen muß. Denn man kann wohl sagen, daß er sie nicht aus Laune oder Willkür geht, sondern, daß er sie gehen muß. Damit nichts ist im Himmel und auf Erden, das er nicht wisse. Denn es ist vielleicht der Sinn seiner Sendung, daß er es wisse, auf daß

er aller Kreatur ein Helfer und Erlöser sei. — Man erzählt auch, daß er eines Abends am Meer saß, nach einer großen Schlacht auf dem Meer, als der Vollmond eben aufging. Der Sturm der Schlacht, die man vom Ufer aus hatte sehen können und der Sturm des Meeres waren vorüber; aber die Wogen brachten die Leichen ans Land. Und man erzählt, daß er da trauerte, als Leiche zu Leiche heranschwemmte und daß er weinte über den Toten. Und daß er danach aufstand und nicht mehr gesehen ward.

Aber es fanden danach Kinder, die am Strande liefen und spielten, Muscheln und Strandblumen suchten — fanden fremde und sonderbare Blumen an der Stelle, wo er gesessen hatte, die trugen auf hohem schlankem Stengel jede eine weiße Blüte; und sie pflückten davon und trugen sie heim zu ihren Eltern und sagten, daß der Blick dieser Blüten wäre wie das Auge des dunklen Wanderers, der vordem zwischen den Hütten ging, mit den Kindern spielte, ihnen erzählte, und am Abend der Schlacht am Meere saß und weinte. — —

— — — — —

Die Nacht ging leise hin. Sie war dunkel, aber voll milden Atems. Die Sonne ging auf, und Jesus schlief noch immer wie ein Toter.

Ob wir ihn wecken? meinte einer.

Nein, sagte ein anderer, das dürfen wir nicht tun. — Er mag ausschlafen, bis er von selber aufwacht.

Aber die Sonne wird heiß werden. Wie schützen wir ihn vor der Hitze?

Er kann dennoch nicht hier liegen bleiben. Ich denke, es ist möglich, daß wir ihn ganz behutsam auf die Schultern nehmen und tragen ihn in einen Garten droben am Hügel, wo Schatten und Kühle ist. Dort legen wir ihn ebenso behutsam ins Gras.

Ja, das wollen wir tun.

Und die Männer hoben ihn auf und trugen ihn leise auf ihren Schultern. Und Jesus wachte davon nicht auf. Die Frauen folgten. Und es war ein ganz stiller und dunkler Zug, der da gegen die Stadt hinanstieg. Und die Leute aus der Stadt kamen ihnen entgegen und meinten, es käme ein Totenzug und wollten die Glocken läuten lassen, die sie einst aus dem Grunde des Meeres geholt und dann auf ihre Türme gehängt hatten. Aber sie sprachen zu ihnen: Nein, laßt, es ist nur

der schlafende Jesus . . . Zeigt uns der schönsten Gärten einen, daß wir ihn dahin tragen und seid leise . . .

Und sie wiesen ihnen den Weg zu einem großen weiten Garten, an dessen Pforte zwei hohe riesige Lannen standen. Und sie trugen ihn dahinein und legten ihn nieder, auf daß er da seinen großen hungrigen Schlaf ausschläfe. Und Jesus wachte davon nicht auf. — Sie legten ihn in ein Gebüsch von Rosen und Jasmin und gingen dann leise fort, daß sie warteten, bis er erwache. — —

— — — — —
 Danach wandelte Jesus wie ein Genesender zwischen ihnen und einsam zwischen den Gärten, mild, heiter und manchmal nur hinaussehend von der Höhe über die Gefilde da unten und über das Meer.

Da traten sie eines Tages zu ihm und sprachen zu ihm: Herr, wie wirst du es halten mir dir und uns? Wir werden wohl hier bleiben? Denn dies ist wahrlich eine glückselige Insel. Die Menschen sind hier alle behutsam, lieb, mild und auch wohl weise — soweit Menschen es vermögen. Was meinst du? —

Ihr möchtet bleiben? sprach Jesus.

Sie sprachen: Wie du meinst, Herr! Wir möchten schon. Könntest du bei uns bleiben als Erster und Weisester?

Da sah er vor sich nieder und schwieg erst. Dann sprach er: Wie könnte ich euch zürnen, daß ihr am Ziel zu sein glaubt? Wie könnt ich euch wehren, zu bleiben, wo es euch wohlgefällt. Und ich? Wohl war oft die Stunde, daß ich auch dachte, hier könnte Ort und Zeit sein, zu bleiben, das Haupt hinzulegen und zu ruhen . . . und die Welt rings in Nähe und Ferne zu vergessen und ganz glücklich zu sein. Ganz menschlich glücklich. Aber wisset, es gibt einen Beruf und eine Sendung und ein Gebot und eine Pflicht und eine Verantwortung, die über allem menschlichen Verstehn ist. Mein Reich ist immer noch nicht von dieser Welt. Noch nicht. Wie also vermöchte ich euer Erster und Weisester hier zu sein — euer König . . . Aber seid deswegen nicht in Trauer, laßt uns noch wandeln die kleine Zeit, die wir haben, hier zwischen den Gärten, zwischen Grün und Blumen und mit dem Blick aufs schimmernde Meer. Ueber ein Kleines, wann ich fortgegangen sein werde, dürft ihr meiner gedenken. Und wenn ihr flug seid, tut ihr es ohne Trauer.

So wandelten sie noch zwischen den Gärten, redend und in Heiterkeit, über der aber der erste Hauch der Schwermut hing . . .

Und in einer Nacht stand er auf, als alle schliefen und niemand ihn hörte, stand er auf und ging fort . . .

Denn es war ihm noch vieles vorbehalten — zu wandern, zu erfahren der Welt Größe und der Welt Schwere. Und noch war nicht das Ende seiner Bahn . . .

Und die Nacht war voll Dunkels und Schlafs. Und ihrer keiner wußte, auch nicht im Traum, daß ein Tag der Trauer anbrechen würde aus dieser Nacht, wenn sie nun sähen am Tag, daß er gegangen sei.

Schon wandelte er fern, tief im Horizont, als der Morgen herauf kam . . .

Jesus schreitet über das Meer

Es steht geschrieben, daß Jesus auf einer seiner Wanderungen im Spätherbst durch weites, leeres, nebliges Heide-land kam; und da er schon den ganzen Tag gegangen war, wurde es schon früh Abend, und er sah noch nirgend ein Haus, wo er eintreten, essen und ruhen konnte. Der Nebel hing in den Sträuchern, im Wachholder, in den Föhren und in den kahlen Birkenbäumen; es fing ganz fein und leise an zu regnen. Und als er nun garnicht fand, wo er die Nacht bleiben konnte, legte er sich zuletzt unter eine Gruppe dichter dunkler Föhren nieder und schlief da ein.

Und es wird weiter erzählt, daß Jesus da träumte; und der eine seiner Träume, der erste, war: daß die Traurigkeit der Welt in der Gestalt einer Frau zu ihm kam und sein Haupt, fast wie eine Mutter, in ihren Schooß bettete. Und daß er im Traum davon weinen mußte. —

Dies alles wird erzählt; und es ist vielleicht nichts daran verwunderlich, als daß Jesus, der Einzige, mit dem großen, lieben, gütigen und sonnigen Herzen, alles tiefste Leid der Welt erfahren mußte; auch die größte Verlassenheit. —

An dieser Stelle nun beginnt diese Legende, die ich von Jesus erzählen will. —

Da es Morgen ward, tat Jesus seine Augen auf und sah, daß der Regen aufgehört hatte. Der Himmel war noch grau, aber die Luft war, wie man so sagt, höher geworden; ein ganz klein wenig lichter sah die Welt aus; und so stand er auf, ordnete sein Gewand; und sah um sich. Eine kleine Erinnerung an seine Träume war noch da; aber er schüttelte sie ab wie die Nadeln der Föhren, die an seinem Rock hängen geblieben waren. Dann sah er in den Himmel auf und in die Weite hinaus und sprach: Der Tag wird gut; ich will gehn und die Sonne sehn.

Dann ging er. Er ging durch Morgentau, Nebel und nasses Kraut, durch schwarzes Moor, durch weiche, nasse Wiesen, in denen das Gras schon alle Farbe verloren hatte — und immer weiter. Und als er nun ans Meer kam, da schien die Sonne; und da lachte Jesus in reiner Freude. Er legte sich im Sand, auf den Dünen nieder, in der warmen Sonne und sah aufs Meer hinaus.

Aber noch wartete er; denn es war noch nicht die Stunde. Er sang leise und monoton vor sich hin: „O Lieblichkeit des Meeres in der Sonne;

o Spiel des Lichtes auf so stillem Wasser; o Geist der Welt, der über Tiefen tanzt. O Schönheit ohne Ende, aller Seelen erhabener Gottesdienst — o Blick ins Weite . . .“

Er lag so — bis die Stunde käme, daß er auf das Meer ginge — wann das Dunkel aus den Tiefen und aus den Weiten sich erhöbe und langsam herzu käme, daß es die Welt wieder unterjochte mit schwarzer Nacht.

Die Stunde kam. Die Sonne sank langsam; einen Augenblick schien sie auf dem Wasser in der Ferne still zu stehn; aber dann sah man schon: sie tauchte ein. — Sie tauchte immer tiefer, als dränge ihre leuchtende Schwere sie unaufhaltsam in die Tiefe. Was blieb, war ein kleines Abendrot; aber schon türmten sich Wolken auf und verschlangen es. Die Wolken stiegen hoch und höher; überzogen den ganzen Himmel, und da war aller Glanz vom Meere genommen; es war grau geworden wie der Himmel. Dann kam ein Wind, kühl, stark und fing mit den Wassern zu tanzen an.

Da stand Jesus auf und ging die Dünen abwärts bis an den Rand des Wassers — hob seine Hände an den Mund, wie man es tut, um weit zu rufen; und da klang seine Stimme hin über

das Meer, laut und schön, wie die Stimme einer Glocke, wie eine Stimme aus edlem Erz; und er rief über das Meer hin: „Sturm, wache auf und rufe mir die Hexe.“

Dann setzte er den Fuß aufs Wasser und ging dahin.

Und der Sturm kam; es ging wie ein Aufhören durch die Wasser und durch die Luft; wie wenn ein massiger Stier galoppiert und brüllt, so kam der Sturm, wühlte im Rennen die Wasser auf und schrie: „Hexe, wach auf; der Meister ist da. — Der Weltbezwinger.“

Da zuckte es in der Tiefe, wo die Meerhexe schlief; zuckte wieder, noch einmal und noch — und dann teilte sich das Wasser — und heraus schob sich ein Haupt, grauensvoll anzusehn, ein Haupt struppig, ruppig, triefend von Wasser, von feuchtem Tang umhängen; es hob sich höher, der Leib der Hexe tauchte herauf; in Tang gehüllt wie in ein grüngraues Gewand, und da stand sie vor Jesus.

Es waren aber die Augen Jesu wie zwei sanft leuchtende Sterne; und seine Haare waren wie eines süßen Lichtes Schein; davor schloß die Hexe einen Augenblick die Augen. Und das Herz Jesu krampfte sich zusammen vor der Scheußlichkeit der Hexe.

Die aber hob schon ihre Arme und streckte Hände vor wie harte Krallen und schrie wie toll und keifte, daß es durch den Sturm wie ein gellendes Pfeifen klang. Sie war ganz Haß und Angst und wahnsinnstolle Eier. Und Neid und alles Bösen Geifer. Sie schrie: „Ich will dich totbeißen, und dein Herz will ich haben; deine Brust will ich zerreißen und dich in die unterste Tiefe werfen. Ich will dein heiliges Blut trinken; dein Fleisch den Haien geben zum Fraß; und dein Haar aussäen ins Meer wie Tang. Du sollst sterben, wie nie ein Mensch starb, wie kein Gott je starb; meiner Grausamkeit größte will ich an dir tun; schon würge ich dich . . .“ Und sie sprang gegen ihn, daß sie ihn mit ihren Händen griffe und würgete. — Aber ihre scharfe, pfeifende Stimme schwieg schon; Jesus sah sie ernst und tief an; ihre Wut war nun so groß, daß sie nicht mehr sprechen konnte. Jesus sah sie an und tat nichts wider sie; nur daß er sie ansah. Und wieder griff sie zu und sprang gegen ihn. Sie fand auch noch einmal in ihrem Haß die Worte: „Den Kopf will ich dir abreißen und ihn mit deinen langen Haaren am Grund des Meeres festbinden.“

Jesus stand ihr gegenüber; fest, nur daß sein

Körper manchmal fein schwankte wie eine Flamme im Wind; es leuchteten sein Haar, seine Augen; er tat nichts wider sie, denn er sah wohl, sie vermochte nichts gegen ihn. Sie wand sich, sie warf sich gegen ihn, aber sie zuckte immer wieder gleich zurück, als hätte sie in brennendes, schmerzendes Feuer gegriffen; sie krümmte sich, sie wollte ihn umfassen mit ihren langen Polypenarmen, sie schlug die Krallen in großer Wut in sein Gewand; aber gleich danach ließ sie ihn heulend immer wieder los. Und da zuletzt duckte sie sich, sah ihn hassend an, schluchzte, schrie, — und lag am Boden vor ihm wie ein wildes Tier; wie ein wundes Tier; und ächzte.

Dann trat Jesus langsam zu ihr hin, sah auf sie nieder, daß sie in großer Angst erbebte, aber von ihrem Haß gleichwohl nicht abließ, sondern ihn aus ihren Blicken noch an ihm hochspritzte — Und da setzte Jesus seinen Fuß auf ihren Hals und trat sie tot. — Trat sie in den Grund, in die Tiefe. —

Dann ging er weiter. Der Sturm aber, wie ein geschlagener Hund, der den Schwanz zwischen die Beine klemmt, piff, schrie, entfloh . . .

So ging Jesus nun durch die still gewordene Nacht.

Und es begann danach ein großes Regenrauschen auf das Wasser; dadurch ging Jesus immerzu; und war ganz verhüllt im Regen, im Grau, im Dunkel, und ging, daß er die Insel fände, von der ein Traum und eine Sage ging, schon Jahrtausende lang.

* * *

Er wußte wohl garnicht mehr, wie lange er ging; er stand nur auf einmal still und sah: es wurde hell. Der Regen hörte auf; und dann wehte auf einmal ein Wind die grauen Falten der Luft auseinander und er sah vor sich einen Augenblick im Lichte ein Eiland liegen; grün, morgenschön lag es im Licht, das noch hinter dem Grau verborgen war. Da ging er weiter.

Und als er nun an das Ufer trat, stand er ganz im Lichte, und die Insel lag da im Licht und hinter ihm auf dem Wasser verzogen die Nebel, es weitete sich die Ferne; und es war nur ein goldener Meeressonnenmorgen geblieben. Er setzte seinen Fuß auf das Feste; er sah das grüne, grasbewachsene Ufer sanft ansteigen, sah die Bäume stehn und mit grünen Kronen wehn; sah die Wiesenblumen zwischen dem Gras; und eine Drossel

sang verborgen in einer Baumkrone. Da hatte er vergessen, daß er aus dem Land der Menschen kam, wo Herbst und frierende Feuchte war; daß er über das kalte Meer gekommen war, wo die Here zerschmettert im Grund lag, und wo der lange Nachtregen ihn umrauscht hatte; — — da gab er sich nur ganz — und ganz selig hin der Pracht der Insel: wie sie schön grün und im goldenen Sonnenlichte der Morgenfrühe lag; und wie die sanfte milde Luft ihn umwehte wie lauter süße Erfüllung. —

Danach aber fühlte er, daß er müde sei und legte sich in das Gras und schlief ein.

Als er die Augen aufthat, saß ein Kind bei ihm, ein kleines Mädchen, das neigte ihm sein Gesicht zu; und als sie sah, daß er aufgewacht war, lächelte es und fing an also zu singen:

„Als Christus ging aus Nazareth, das seine Heimat war,

Da sah er nicht zurück.

Ihm schien die Zeit schon spät — blond hing sein Haar;

Sein Auge ganz wie lauter Güte war,

Und hinter ihm im Rauch der Herde schwand das Heimatglück.

234 Jesus schreitet über das Meer

Christ ging, ein König, einsam, aber sonnenstark
Da in die Welt; daß er die Menschen sähe:
Wie Gott sie schon zuvor geschaut. —
So baute groß in seinem Sinn sich auf das Werk:
Daß Gottes Wort sich künde und der Menschheit
Heil geschähe.

Doch hinter ihm im Rauch der Herde schwand der
Heimat Glück.

Christ war nicht länger klein und in der Enge.
Er trat hervor (und sah nicht mehr zurück):
Als wie aus einer Tür . . . Sein großer Blick
Umfaßte da die Welt. Sein Herz begann
Des Gottes heilige Gesänge . . .
Und die zuvor ihn sehnten — sahn ihn an . . .
Doch hinter ihm im Rauch der Herde schwand
das Heimatglück. —

Ist aber Sonne noch in Nazareth;
In engen Gassen. Und die Schatten liegen
Auf gründurchwachsenen Steinen, und Maria
steht
An niedrer Tür . . . Christ, weist du, woher
weht
Ein Klang, ein Duft im Wind? Und deine Wiege
Verstaubt hoch unterm Dach noch immer steht.

Christ, es ist spät. —

* * *

Ich bin ein Kind und soll dich grüßen.
Christ war ein Kind auch, eh er ging.
Es lag der Staub auf seinen Füßen,
Da er im Staub der Welten ging . . .

Christ kam auch übers Meer gegangen,
Christ sah die Insel morgenschön.
Er sieht die Ferne blauumhangen,
Hört eines Vögeleins Getön.

Christ weiß — : Und Nazareth ist ferne;
Verblaßt im Rauch, verweht im Wind;
Doch liebt er noch die Blumensterne
Wie einst zu Nazareth als Kind.

So will ich ihm die Blumen legen
In seine Hand, auf seine Brust
(Er kam auf unwegsamen Wegen)
Zum Gruß, zum Trost . . .

Ich bin ein Kind und soll dich grüßen.
Du bist gesandt. Ich bin gesandt.
Ich lege dir der Blumen süßen
Duft auf die Brust und in die Hand . . .“

Damit schwieg das Kind; und Jesus strich mit seiner Hand leicht über das Haar des Kindes, sagte aber nichts. Denn was hätte er sagen sollen? Es war ja alles gut so. Eine ganz unendliche Süße und Müdigkeit war in ihm; wie Genesende sie wohl haben. Und danach fielen ihm die Augen zu, und er schlief weiter. —

Als er die Augen wieder aufthat, war es schon Mittag geworden; und da saß eine Frau neben ihm, die lächelte ihn an; langes blondes Haar fiel über einen stolzen Nacken herunter, ein blaues Gewand umhüllte die Gestalt; zwei Augen sahen ihn gut aus einem lieblichen Angesicht an. Die Frau sang:

„Ich kam gegangen über das Feld
 Und sah die Halme in Aehren stehn . . .
 Bäume hielten ein schattiges Zelt,
 Schön wars, in den spielenden Lichtern zu gehn.
 Christ ist gekommen. Wer sah ihn gehn
 In der Nacht, aus nebliger Ferne?
 Kein Auge, kein Auge hat ihn gesehn,
 Er mußte ganz verlassen gehn,
 Verborgnen auch waren die Sterne.
 Christ ist gekommen. Er grüßt das Glück,

Die selige Insel im Blauen,
Nach aller Schwermut ein kleines Stück
In das Licht der Entrückung zu schauen.

Christ ist gekommen; ihn träumte schwer:
Die Welt bliebe kalt und liebeleer,
Ihn träumte, daß keine Erfüllung wär.

Christ ist gekommen. Die Insel wiegt
Ihn im Meere der Ewigkeiten,
Wie ihn die Kinderwiege gewiegt
Vor Zeiten. Vor Zeiten."

Danach war Stille wie am Morgen, als das Kind bei ihm saß. Jesus streckte seine Hand aus und strich leise über das Haar der Frau und über ihre Hand und dachte bei sich: Es ist ja alles gut; was soll ich reden? Dies ist das Glück. Es ist wohl Erfüllung in der Welt, und ich hatte es so schön kaum gedacht. Und er nickte der Frau zu und sie nickte wieder. Als konnte ich sie, so vertraut ist sie mir, dachte er und sann nach, wo er sie vielleicht schon gesehen haben möchte. Aber über dem Denken fielen ihm wieder die Augen zu und er schlief ein.

Als er danach zum dritten Male die Augen

auftrat, war es Abend und neben ihm saß eine alte Frau, mit grauen Haaren, die sang so:

„Nun der Abendnebel von den Wassern steigt,
Und die weite Welt wie lauter Güte schweigt,
Lust du deine Augen auf und siehst
Rot und blau und weiß den Abend, Christ!

Träumt dein Herz nun, Wanderer und Christ?
Fühlt dein Herz sich reif und gut und alt?
Wisse: daß du ohne Alter bist
Und von ewig werdender Gestalt.

Aber sieh mich an. Mein Haar ist grau,
Weiß mein Angesicht — wer bist du Herr,
Daß du messest dich mit einer Frau,
Die gebar und einsam ward? — Und wer
Nimmt die Schwermut von den Müttern? Sieh,
Was da lebt, das haben sie geboren,
Doch sie blieben einsam — wie ihr Schmerz auch
schrie,
Was sie je gebaren, haben sie noch stets verloren.

Darum doch die Liebe bleibt bei ihnen,
Und ihr Herz steht auf wie eine Tür —
Mann und Kind sind ihnen gleich: sie dienen
Gern und viel und für und für.

Träumt dein Herz nun? Will es viel vergessen?
 Lausche: Stille ist dir aufgetan —
 Und die Welt wird gut und unermessen:
 Weit. Und Gottes Sterne stehn auf himmlischem
 Altan . . .“

In der That, die ersten Sterne zeigten sich. Der
 Abend war blau, das Wehen der Bäume klang.
 Blumen dufteten wo.

Jesus stand auf und sprach: Wer bist du?

Da lächelte sie ihn an: Ein Weib, das gebar
 und einsam ist; und sieh: in spätem Alter noch
 gebären wir Frauen zum andern Mal, denn wir
 gehen schwanger mit Weisheit: ich bin das letzte
 Glück, das heißt einsam sein.

Und danach sprach sie weiter: Ehrft, sollen wir
 zwei raten, wer das schwerste Los trug, die Mütter,
 die das Leben gebären; die alles Lebendige ge-
 bären — oder du, der die unheilige Welt heil und
 gut machen will? Sollen wir raten? —

Und Jesus schwieg.

Da faßte sie ihn an der Hand und sprach:
 Hier ist alles gut. Sieh, wie blau und süß der
 Abend ist. Komm, lege dich noch einmal nieder; sei

mein Kind, ich nehme dein Haupt in den Schooß und wiege und singe . . .

Und Christ, der Mann, tat so. Und schlief abermals ein. Süß ist das Glück, dachte er im Einschlafen.

Aber um Mitternacht wachte er auf und fühlte, auch die Alte war eingeschlafen. Da hob er ganz leise und vorsichtig sein Haupt aus ihrem Schooß und stand auf. Die Nacht war mild und groß. Er aber gedachte wieder der Welt und daß seine Wanderung in der Welt und sein Tun an der Welt noch nicht zu Ende sei. Und daß er wieder gehen müßte, von dieser Insel hinweg, den Weg, den er gekommen war.

Er stand aber noch einen Augenblick, als könne er sich schwer trennen. Und er dachte, daß es ja fast ein Betrug sei an dieser Mutter, daß er nun von ihr ginge, derweil sie schlief; derweilen sie im Traum vielleicht noch dachte: sie hielt sein Haupt im Schooß. Daß er ginge von ihr, wie alles, das sie geboren, und sie allein zurück ließe. —

Aber dann wußte er wieder, daß es sein mußte. Und ging den Abhang hinunter an das Meer, setzte seinen Fuß wieder aufs Wasser und ging dahin. Und schwand in der Nacht und Ferne.

Christus schläft unter dem Kreuz

Im späten Nachmittag sah Jesus die Stadt liegen, als die Sonne schon weniger heiß schien, als ein kühleres Windlein schon über die Ebene strich, über die grauüberstaubte Straße; er stand einen Augenblick still und legte die Hand auf die Augen, denn das Schauen in die Helle des Sommertags und in das Flimmern des Lichtes hatte seine Augen müde gemacht; dann ging er zur Seite und setzte sich da auf die Brücke, denn es floß allda ein Bach unter der Straße hindurch. Da lag die Stadt vor ihm, auf den Hügel, gegen den Wald gelagert, der dunkel und ernst herüber schaute. Es war schön, nach langer Wanderung in solcher süßen Müdigkeit zu ruhen. Er sprach zu sich selber: ich will die Stadt noch vor dem Abend erreichen und da über Nacht bleiben.

Und er atmete tief den Geruch der Landschaft, der Wiesen und des Heus in den Wiesen, der reisenden Kornfelder, des blühenden Klees. Dann stand er auf und ging weiter. Er kam zwischen den Gärten hindurch, die vor der Stadt von Hecken umgeben lagen und kam an das Tor der Stadt und ging hinein . . .

Das letzte Licht glitzerte und glühte in den Fen-

sterscheiben; alle Fensterbänke standen voller Blumen; die Türen der Häuser standen fast alle auf, und Menschen mit hellen Gesichtern und schön gekleidet gingen aus und ein und schritten die Straßen auf und nieder . . .

Jesus dachte bei sich: es ist ein Fest. Die Menschen haben alle gute und liebe Gesichter, sie sind rot von der Freude. Mein Gesicht ist auch rot, aber es ist von der langen Wanderung, von Hitze und Schweiß; mein Gewand ist staubig, fast scheint es mir, ich passe da nicht hinein. Aber er ging weiter, um noch ein wenig von der Stadt und den Menschen zu sehen. Und die Menschen, zwischen denen er ging, mochten denken, es ist ein Wanderer, ein Pilger, der ein wenig spät zu unserm Fest kommt; er sucht wohl noch eine Herberge; denn es war niemand da, der ihn unfreundlich ansah.

Danach wurde es dämmerig; die Sonne war fern, hinterm Weltrand, hinabgesunken und da umhüllte beginnende Dunkelheit die Menschen. Das wahrte aber nicht lange; da taten sie Lichter an, hängten sie an Stöcken auf — und zogen in langem Zug durch die Straßen, rauschende Musik voraus, und es war ein Glühen von vielen weißen, roten, grünen und violetten Lichtern über den

16*

Köpfen der Menschen; und die fröhlichen, lachenden Gesichter standen blaß und glänzend in der Dunkelheit . . . Jesus ließ sie an sich vorüber ziehen, sah sie an, sah ihnen nach — und fern verklang das Laute . . .

Danach wurde es spät und er dachte daran, eine Herberge zu finden. Er klopfte bei der ersten besten an, trat in einen hellen Raum, da viele feftliche Menschen saßen. Da er nun um ein Nachtlager gefragt hatte, wurde ihm der Bescheid, daß das ganze Haus voll Menschen und kein Platz mehr sei. — Und so war es in der zweiten, dritten und vierten Herberge. Einige, da sie sahen, daß er verstaubt war am Gewand und an den Füßen, da sie sahen, er mußte lange gewandert sein, rieten ihm, bei dem oder jenem Bürger anzuklopfen, daß er ihn behalte über Nacht. Und Jesus dankte und ging. Er dachte aber wieder bei sich selber, wie schon am Abend. Ich passe da nicht hinein; und ging durch die Straßen, die nun schweigend und still lagen; und kam aus der Stadt heraus und kam wieder zwischen die Gärten, auf die schmalen Wege, die da hindurch führten und ging gegen den Wald hinauf und verschwand im Walde . . . Und da er noch einmal umsah, erblickte er durch die

Baumstämme die Lichter der Stadt da unten auf dem Hügel liegen, und der Wind, der herwehte, trug wohl noch ein letztes Summen der Fröhlichkeit auf seinen Flügeln; und dann wars ganz still um ihn; er ging den Bergwald hinan, und das Schweigen um ihn war groß und tief . . .

Und er fand einen Stein am Wege, vor einer Nische von grünschwarzen Bäumchen und Sträuchern, seitlich des Weges, und setzte sich. Er holte aus seinem Gewand Brot und aß. Dann merkte er auf und hörte eine Quelle leise singen in der Nähe, ging hin und trank. Und danach kam er wieder und saß auf dem Stein. Zuletzt lehnte er sich hintüber und schlief ein.

In der Nacht träumte ihm, es spräche eine Stimme. Und da es eine leise Stimme war, konnte er sie erst nicht verstehn. Da sprach er im Traum: Sprich lauter. Wo bist du?

Die Stimme sprach: Ueber dir. Blick herauf.

Er sprach: Ich sehe nichts.

Da sprach die Stimme: Ich hänge am Kreuz. Du aber schläffst unter dem Kreuz. Ich bin ein Bild von Menschen gemacht; steh herauf, und erkenne dich. Ich hänge am Kreuz.

Da erschauerte Jesus und begriff. Ja, er war

es selbst. Er hatte zu sich selber gesprochen im Traum. Er hing hier im Wald am Kreuz, Tag und Nacht; und schlief nun zu gleicher Zeit unter seinem eigenen Kreuz. — Es war wohl lange her, daß er in Wahrheit so gehangen hatte; aber in diesem Augenblick, in diesem Traum war es ihm gegenwärtig und er seufzte schwer.

Die Stimme sprach weiter: Als du in der Stadt warst, heute Abend — da warst du wieder nicht ein Mensch wie die andern. Du wachst wieder aus und hast ihrem Fest nur . . . nachgesehn . . . Es ist wohl darum, daß du immer allein gehst. Der Menschen Wege sind nicht deine Wege. Und darum mußt du wohl am Kreuz hängen.

Jesus schwieg erst, in Qual, in Angst. Dann sagte er und preßte sein Herz fest im Traum mit der Hand: Ich kann nicht anders. Es muß so sein. Was könnte ich auf den Wegen der Menschen sein? Ein Herrscher, der Gewalt hat? Ein freude-lärmender Mensch? Gott weiß, warum er mich gesandt hat, als einen, der anders ist, einsam geht und ausgesondert ist . . . Und doch: ich wär das Kreuz gern los. Ob ich nun daran hänge oder es schleppe . . . Ich wär es gern los; es genügt, einsam zu wandern; denn das schon ist Leid genug.

Ich bin weder gemacht zum Gewaltigen, der herrscht, noch zum Bürger, der in der Stille lebt, sein kleines Tagewerk tut und mal zum Fest sich schmückt . . . Und doch haben auch diese (die Gewaltigen und Bürger) das ihre zu tragen . . . inwendig . . . — Und knien manchmal gern vorm Kreuzbild, sprach die Stimme weiter.

Und doch, sprach Jesus im Traum, wäre ich das Kreuz gern los. Ist es denn not, an den Straßen zu hängen? O, vermöchte alles Leid ausgewischt zu sein; der Menschen und danach auch meines, denn so lange die Menschen leiden, leide auch ich. Vermöchte es ausgewischt zu sein und selbst noch das Gedenken und die Erinnerung an Leid . . .

Noch ist das nicht möglich, sprach die Stimme; dazu lieben sie zu sehr das Weh der andern . . . Dazu leiden sie selbst zu wenig noch an sich . . .

Hiernach sank Jesus aus dem Traum wieder in tiefen festen Schlaf, ohne aufzuwachen und schlief bis in den Waldmorgen hinein, denn er war sehr müde gewesen. Und es war schon das Licht der Sonne in den Baumkronen und die Vögel sangen ihm zu Häupten und die Zweige wiegten sich über ihm . . .

Da stand nun ein Häuflein Menschen da, Menschen aus der festlichen Stadt, die waren gekommen zu beten. Die sahen ihn liegen auf dem Stein und schlafen, gelehnt gegen das Holzbild, und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Sie wollten beten, mochten aber doch nicht den Menschen wecken, der da lag. So standen sie und warteten. Fast wie in frommer Scheu.

Und einer von ihnen sagte: Ist so ein Schlafender nicht wie ein Gefäß voll heiligen Dunkels oder heiliger Wasser, das man nicht stören soll?

Und ein anderer sprach: Wie sieht dieser doch aus? Ist er nicht dem heiligen Bild ähnlich?

Ueber diese Worte blickten andere erschrocken und es war eine Weile still.

Bis einer sagte: Ich habe ihn am Abend in der Stadt gesehn; es ist etwas in seinen Mienen und in seinen Gebärden, das ist anders denn wir . . .

Aber wer er ist, das wissen wir nicht . . .

Vielleicht sagt er es uns, wenn er erwacht . . .

Zuletzt tat Jesus die Augen auf, lächelte erst, und dann sah er die Menschen da vor sich stehen. Da erschrak er ein wenig und stand schnell auf.

Was wollt ihr?

Beten.

Jesus stand da. Aufrecht, groß, grad, mit dem Rücken gegen den Kreuzesstamm gelehnt . . .

Beten — sagte er . . .

Sie nickten. Wir haben gewartet, denn du schlieffst. Und so lange konnten wir nicht beten, denn du lagst zwischen uns und dem Kreuz . . . Da sah Jesus hinter sich und am Kreuze empor; ja, er hing noch immer am Kreuz und ihn fror in seiner Seele.

Dann nickte er ihnen zu mit einem schmerzlichen Lächeln, aber in großer Güte und ging durch ihre Reihen hindurch und schwand im Wald . . . (Und war niemand, der ihm nachfolgte.) Im Licht, das durch die Stämme fiel, blühte sein Gesicht ein wenig auf. Er lächelte noch immer schmerzlich und sprach: Sie beten . . . Sie lieben das fremde Weh. Sie haben sich noch nicht ganz gefunden. Sie sind noch nicht heil von allem Schmerz und von der Grausamkeit der Jahrtausende. Ich bin ihnen zum Bilde geworden. Sie kennen den Lebendigen nicht mehr . . .

So dachte er bei sich selber und hatte eine leise Trauer in seiner Seele und ging einsam hin durch den grünen Bergwald . . .

Die Mutter

Es geschah, daß eine Mutter, eine Witwe, die in dem großen Norden ihren einzigen Sohn, den Letzten des Hauses und Geschlechts, dem Vaterlande gegeben hatte, — daß die Mutter in einer Nacht, da die Kämpfe an den Fronten wieder schwer gingen, einen furchtbaren Traum hatte: Sie ging durch schweigende deutsche Waldnacht einen Bergpfad hinan und kam zuletzt auf eine hohe, kahle Kuppe, von der die Wälder wie schwarze Fluten abflossen. Und man sah von da weithinaus in das stille Land, das der Vollmond beleuchtete. Als sie so stand, dachte sie, wenn dort hinten der Horizont sich aufstäte, könnte man vielleicht in das Toben hineinschauen. Aber vielleicht sähe man auch nichts als einen Feuerbrand, denn die Kämpfer würden doch in den Nächten wohl ein wenig schlafen.

Als sie das so gedacht hatte, begann es zu ihr herüberzuwehen wie von Stimmen, und dann tat sich, wie von leichtem Luftzug bewegt, der graue Vorhang auseinander, den man Horizont nennt, und sie sah ein furchtbares Bild. Im Schein brennender Häuser und Dörfer fluteten hin über das Feld die Reihen der Krieger, der Geschütze, der

Reiter. Wie sie das so eine Weile betrachtet hatte, stieg es in ihr auf, erwachte es in ihr wie eine Furcht, die immer in ihr gelegen hatte, aber schlafend: mein Sohn, mein Sohn wird bleiben in diesem Kampf! Und fast meinte sie in einer der Gestalten, die da fern, schattenhaft, klein durchs Helle strichen und dann verschwanden, ihn zu erkennen. Danach senkte sich der Vorhang wieder. Die Stimmen hörten auf; und es war wieder stille deutsche Landschaft um sie, vom Vollmond beschienen. Da wandte sie sich und schritt den Weg zurück, durch den schwarzen Wald, an den hohen Tannen hin, in deren Kronen es rauschte wie ein ewiges Schlaflied. Und hier endete wohl der Traum, und sie verfiel in ruhigeren Schlaf.

Danach aber schrak sie wieder zusammen im Schlaf und kam danach aus dem Schlaf ins Wachen empor; denn es war ihr im Schlaf und Traum gewesen, ihr Sohn habe wie aus der Ferne gerufen und sei danach dunkel und schattenhaft vor sie hingetreten. Und im Aufwachen, im Auftun der Augen war es ihr gewesen, als verfließe eine Gestalt vor ihrem Lager in nichts. Als sie nun ganz wach war, wußte sie wohl, das gehörte mit zum Traum. Aber sie konnte doch nun

nicht wieder einschlafen und lag wach im Bett. Und da das Denken während des Nichtschlafens so sehr quälend ist, stand sie zuletzt auf und machte ein Licht an und griff nach einem Buch, um zu lesen — es war das Buch, das Evangelium, das sie gegriffen hatte — und fing an, zu lesen von Jesus Christus. Sie las im Evangelium von den Lehren und Thaten Jesu; legte aber während des Lesens manchmal das Buch vor sich hin und sann; sann dem Traum nach, der sie so erregt hatte, und dachte, ob dies alles etwas bedeuten möge und wie es ihrem Sohne ergehen möge in der Fremde. Und dann las sie wieder. Und so abwechselnd; aufschreckend aus dem Lesen und dann wieder in das Buch schauend.

Und sie las, wie Jesus der Christ gen Nain kam und der Witwe Sohn aus dem Sarge nahm und ihn der Mutter zurückbrachte; wie er das Töchterchen des Jairus vom Bette aufweckte; und wie er gen Bethanien kam und Lazarus, den Freund, aus dem Grabe, darin er schon begraben lag, wieder hervorholte. Und sie las noch einige Geschichten, darin von weiteren Thaten Christi erzählt wird, und sann dem nach und wurde allmählich über dem Lesen immer ruhiger,

stiller und ging zuletzt wieder zu Bett und schlief noch einmal um den Morgen ein.

In der nächsten Nacht träumte sie abermals schwer und wachte wieder auf vom Traum und wußte, daß sie geträumt hatte, ihr Sohn sei nun gefallen. Und obwohl sie sich aufrichtete im Bett und sich sagte, es sei ja nur ein Traum, blieb doch eine Unruhe in ihr. Also, daß sie sich sagte, es wird doch schwer sein, daß ich wieder einschlafe. Ich will nochmals aufstehen und in dem Buch lesen. Und sie nahm wieder das Evangelium vor und fing an zu lesen. Aber es wollte nichts Rechtes werden mit dem Lesen, denn ihr Haupt, das noch müde war, fiel doch nun öfter vornüber, und sie fand auch diesmal, deuchte ihr, nicht so schöne Stellen in dem Buch (in dem aber dennoch alles schön ist).

Da ließ sie das Buch auf den Schoß sinken und dachte mit geschlossenen Augen nach; dachte: Es müßte wohl schön sein, ihm noch einmal zu begegnen, der einst zwischen den Menschen wandelte, als wäre er ihresgleichen. Und der für alles Leid, alles Schicksal, alle Noth, so sie nur vor ihn gebracht wurden, ein Wort und eine gute Hand bereit hatte, und sie dachte: auch mich quält eine

bange Frage, ob mein Sohn, mein einziger, und der Letzte seines Hauses, wiederkehren wird aus dem großen Kriege, und ob es wohl eine unbillige Bitte an Gott wäre, zu erhoffen, daß er ihn verschone. Und ganz zuletzt dachte sie: Wie nun? Wenn Jesus einmal da war, müßte er dann nicht immer noch da sein? Da er doch nie in Wirklichkeit gestorben ist. Und müßte er dann nicht auch immer für ein Mutterherz zu finden sein? Und sie horchte ein wenig, als sie so gefragt hatte. Und glaubte danach die Antwort zu hören: „Ja, er ist immer noch zu finden.“ „Wirklich so zu finden, daß man mit ihm reden kann?“ fragte sie weiter. „Wirklich so, daß du mit ihm reden kannst,“ sagte die Stimme.

Da stand sie denn auf, mitten in der Nacht, ging aus der Thür, zog einen Mantel über ihre Schultern, schloß das Haus auf, schloß hinter sich wieder zu und ging dahin. Sie kam aus der Stadt heraus, kam in das Feld und danach in den Wald. Und es dünkte sie, es sei der Weg, den sie in einer der letzten Nächte im Traum gegangen sei. So kam sie zuletzt auf die Höhe, die kahl war und von der man über die abfließenden Wälder hinweg in die graue

Ferne und den Horizont sah. Und siehe, als sie dahin kam, saß da wirklich auf einem Bergstein ein dunkler Mann im Wind und Mondlicht und sah ihr aus dunkeln Augen entgegen . . .

Und sprach zu ihr: „Da bist du.“

Darüber verwunderte sie sich und sprach: „Hast du mich erwartet?“

„Ja doch. Du lasest von mir; ich wollte nicht eher gehen, bis du mit mir gesprochen hättest. Vor der Helle muß ich aber weiter. In der Ferne wartet man meiner schon.“

„So weißt du auch gewiß schon alles?“ sprach die Mutter.

„Ja, ich weiß. Mein Herz weiß von aller Not guter Herzen.“

„Nun also,“ sprach die Mutter, „mein Sohn —?“

„Er ist in dieser Nacht gefallen,“ sprach Jesus. „Er schläft tief und süß. Die Wunde schmerzt ihn nicht.“ Und er hob die Hand; da hob der Vorhang, der da heißet Horizont, sich auf und man sah ein von Brand überleuchtetes Feld und die Krieger, alle schlafend: manche tot, und die andern schlafend und auf das neue Zeichen zum Kampfe wartend. Aber die Mutter sah es nicht; denn sie

war neben Jesus hingefunken und preßte die Hände auf ihr Herz.

Da rührte Jesus sie an und sagte leise: „Sieh hin. Sie schlafen alle; man könnte meinen, es sei kein Unterschied zwischen denen, die bloß schlafen, und denen, die da morgen begraben werden.“

Die Mutter hob ihre Augen ein wenig und nickte schwer. Dann sprach sie leise, langsam, Wort für Wort: „Herr, Lieber, du hast einst in Nain der Witwe den Sohn aus dem Sarg aufgerufen, und die Tochter des Jairus und Lazarus, den Freund. Du vermöchtest auch wohl, mir den Sohn aufzurufen. Sag ja, Herr, daß du es tun willst.“

Da seufzte Jesus ein wenig, sah sie tief an und stand auf. „Komm!“ sprach er. Und er nahm sie an der Hand. Und steh, sie schritten so dahin, hoch über dem Land, und gingen wie durch die Luft. Und es war gar nicht so weit hinaus auf die Felder des Kampfes. Da standen sie nun auch schon zwischen den Toten und Schlafenden.

Und da schrie die Mutter auf einmal auf, denn sie stand gerade vor ihrem Sohn und sah ihm ins blasse Gesicht. Jesus aber stand schon bei ihr und faßte ihre Hand und sprach: „Ich will es tun;

er soll mit dir gehn," neigte ein wenig sein Haupt und sprach: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Und der Tote stand auf, sah um sich, und schon hatten ihn die Zwei gefaßt, und sie gingen zu dreien zurück, wie sie zu zweien gekommen waren.

Dann standen sie auf dem Berge wieder und sahen einander an. Und Jesus sprach: „Siehe, das ist deine Mutter, sie hat dich aus dem Schlaf zurück erbeten.“ Und zur Mutter sprach er: „Sieh, das ist dein Sohn, er soll mit dir gehen, wenn er will.“ Da dankte ihm die Mutter und sprach: „Komm heim!“

Der Sohn aber, als begriffe er nun erst, stand noch und sah hinaus. Da war in der Ferne der Vorhang, den wir Horizont nennen, erhoben geblieben, und man sah noch immer das vom Brand überleuchtete Feld, und an der Erde die schlafenden Gestalten. Da sprach der Sohn zu der Mutter: „Ich kann nicht mit dir heimgehen.“ Die Mutter stand aufrecht, starr, und sah ihn an. Er sprach weiter: „Du hast mich aus der Hand jenes zurückerbeten; ich aber kann nicht mit dir, so lange nicht —“ „— So lange nicht —?“ fragte die Mutter.

„So lange nicht alle heimgehen.“

Da verhüllte die Mutter ihr Haupt, denn sie fühlte nun wohl, daß er ihr doch verloren war. Und schwieg. Weinte danach nur leise in ihr Gewand.

- Da sah der Jüngling hilflos auf sie und wußte nichts zu sagen. Denn er gehörte zu den Kriegern, die da oft schwer die Worte zu finden wissen; die aber um so geschickter sind mit der Lat. Und er sah auf Jesus, und seine Augen baten: „Sprich du zu ihr.“ Und Jesus legte die Hand auf ihren Scheitel und ihren Arm und sprach: „Siehe, dein Sohn will wieder gehn. Du hast ihn zum Leben zurück erbeten, aber er meint, daß sein Leben nun gleichwohl nicht dazu da sei, still neben dem deinen zu Hause das Schicksal deines Volkes abzuwarten. Nun sage mir: Was sagst du zu der Meinung des Sohnes?“

Sie weinte nur still in ihre Hände und sagte dann leise: „Er hat recht.“ Da lächelte der Sohn, und auch Jesus lächelte; ein wenig nur. Dann sagte er, wie zum Trost zu der Weinenden: „Siehe, dazu haben die Mütter ihre tiefen Herzen, daß sie verstehen. Höre mir zu: auch ich ward nicht nur das eine Mal gekreuzigt, sondern vielemal; aber immer wieder mußte ich dennoch mein Werk tun. Immer wieder.“

Noch einmal aber begehrte ihr Herz auf, und sie sprach zu Jesus: „Aber er ist doch der Letzte seines Geschlechts und Hauses. Soll er denn nicht leben bleiben? Er, der Letzte?“

Jesus sprach mild: „Der Letzte sagst du? Als ob das Geschlecht der Guten und Treuen, das Geschlecht derer, die mit Liebe ihr Herz und ihr Leben an eine Sache setzen, je aussterben könnte? Glaubst du, daß das möglich sei?“ Und da sagte sie ganz leise: „Nein!“

So schied nun der Sohn von der Mutter, und sie ließ ihn ziehen. Und Jesus schied von den beiden. Und die Mutter ging heim.

Als sie danach am späten Morgen aus schwerem Schlaf aufwachte, wunderte sie sich, daß ihr Herz so still war, und dachte: was war nun dies? Und fand es nicht. Als dann um Mittag der Bote die Nachricht brachte, daß ihr Sohn gefallen sei, war wohl der Schmerz erst groß; war aber doch keine Verzweiflung, und sie wußte in all der Größe des Leids, daß sie es tragen würde, wenn sie der Worte gedachte, die da waren wie ein stilles Wehen um sie: „Meinst du, daß das Geschlecht der Guten und Treuen je aussterben könnte?“

Legende aus der Zeit

Die aber am frömmsten waren, schwiegen und warteten. —

Denn es waren noch einige fromm. Die dachten: Wenn Gott der Welt am fragwürdigsten wird, wollen wir am wenigsten an ihm zweifeln.

Viele aber waren ratlos. Sie schrien laut: Gott, wo bist du? Kannst du dies zulassen? Wo ist deine Macht, ja All-Macht, daß du diese Greuel zulässest? — Wo ist dein Sohn, der da sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? — Sollte er nicht unter die Menschen treten und ihnen sagen: Lasset ab? —

Nun hätte Gott ja gewiß antworten können: Meines lieben Sohnes Predigt tönt immer noch den Menschen vom Berge her; meines Sohnes Reich ist immerdar nicht von eurer Welt; und den Sinn meiner Allmacht kann ich euch solange nicht ganz offenbaren, als euer Herzen sich nicht höher und weiter erheben als sie es tun. Aber er schwieg. Er flieht vor dem Lauten in die Stille; und manche Gebete können ihm zudringlich erscheinen; alsdann versagt er sich . . .

Anderer meinten, dieser Weltbrand widerlege Christus; wenn er sich beweisen wolle, müsse er diesmal schon mit Gewalt hervorbrecen und die

lohen Brände mit seinen und seiner Heerschaaren Füßen austreten. Die aber vergaßen, daß er schon damals, als Petrus ihn bat, es ablehnte, Gewalt in seine Hand zu nehmen. Und er stellte sich vor die Widersacher und sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — Die Frommen aber fühlten: Wenn die Erde brennt, soll man nicht den Himmel anschuldigen. Aber auch sie bebten. Denn des Grauens war zuviel in der Welt und der Greuel ein Uebermaß. —

Wie aber konnte Christus erscheinen? Nicht anders, denn gering, arm, in menschlicher Gestalt; in einer Gestalt, die nur offenbar werden konnte den guten, frommen, demütigen Herzen. Genau wie damals . . .

Anderer aber hatten ein Gefühl, als sei er unwiederbringlich dahin. Als sei nun nichts klarer, als daß das Wort von ihm ein Phantom sei . . . Anderer wieder hatten ein Gefühl, als könne er ja, selbst wenn er irgendwo da sei, nicht herzu kommen; wie sollte er durch rauchenden Weltbrand gehn? durch Schlachten und Höllefeuer? über die minenbelegten Meere.

Wenn dies gedacht werden konnte, so war anderes wohl nicht minder lächerlich: etwa, daß ihn

die Engländer festnehmen würden oder die Franzosen, wenn er herbei eile, woher auch immer, um zur Schlacht zu kommen, zur Front?? Aber man muß milde sein über solche Gedanken und nicht lächeln — —

Dennoch: der Zweifel war in die Welt geworfen, auch wie ein Brand und schwelendes Feuer; und die wenigen wußten: hier helfen alle Worte nicht mehr, damit man Gottes Größe und Wunder umschreibt, hier helfen alle Worte nicht mehr, damit man versucht hat, die Einzigartigkeit des Herzens Jesu zu sagen — hier hilft allein das große Fühlen, hier hilft allein: daß das Herz sich weitet, und daß es wieder wartet wie in frühern Zeiten auf Offenbarung, und darauf, daß Gott zeige, daß an ihm und seinem Wesen, wie an seines Sohnes überirdischem Wort nichts geändert sei dadurch, daß Menschen in Unzahl mordeten Unzählige. Vorläufig war dies noch nicht klar; aber die Herzen fühlten: es mußte klar werden. —

Mord und Zwietracht waren auch vor diesem Kriege in der Welt gewesen und die Menschen hatten dem nicht so groß nachgedacht; nun blendete ihnen das welt- und himmelhohe Feuer die Augen. —

Waren die Menschen jetzt auf einmal ganz von Gott abgeschnitten? War die Kluft zwischen ihm und ihnen nun da, ohne Brücke? Nur, wenn sie sich selbst nun auf einmal ganz vor ihm zumachten. Des Schicksals wird der Mensch nur Herr, wenn er ihm untertan ist und ihm steht! So wie Christus einst ihm gestanden hatte — er allein einer Welt . . . Völker kämpften um ihr Bestes, um das Leben . . . Und das Leben ist Gottes Geschenk an den Menschen . . . Wie sollte der Mensch nicht kämpfen?

Christus aber führte nie ein Schwert. So war er diesen Kämpfen ferne? Nicht ferne. Aber er kämpfte nicht mit. Und war doch da! Nur daß er ungesehn dahin ging . . . Nur daß er das Feuer der Fronten noch weniger fürchtete als jeder andere. — Christ ist gütig. Er sah die Menschen ihr Leben dahin geben um etwas, das größer war als sie selbst: für eine Idee und ein großes Gefühl. Da konnte er ihnen nicht zürnen. Er mußte, wie ehe, mit ihnen gehn, helfen, heilen, mit milder Hand streicheln, die Hände auflegen . . . Er erwartete nicht einmal, daß sie ihn sähen . . .

Ein Soldat aber, der wochenlang im Lazarett gelegen hatte, erzählte, als er zum ersten Male aus den Fieberträumen wieder zur Wachheit kam, den Schwestern und den nächsten Kranken leise, wie er ihn gesehen . . .

Durch mehr als zwanzig Schlachten war er, wie in einem ganz seltsam fremden, fast feierlichen Gefühl gegangen; aber dann in der einen Schlacht, der letzten, hatte er ihn gesehen. Eine Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, hatte ihn an einen Baum geschleudert, da war er ins Gras gesunken; und da hatte er gelegen in Schmerzen und mit irrenden suchenden Augen, ob Hilfe käme. Aber sie war lange ferne geblieben. Vor ihm, neben ihm hatten die Soldaten gelegen und geschossen; die feindlichen Kugeln waren über ihn hingesaust; da hatte er eine Gestalt kommen sehn, von hinter der Front, bis vorn in die Front, dann hatte sie sich zwischen die feindlichen Feuerlinien gestellt, hatte die beiden Hände weit ausgestreckt nach zwei Richtungen, zu Freund und Feind, wie als wolle sie sagen: Lasset nun ab. Es ist genug! — Danach aber waren es zwei Gestalten gewesen, und sie waren auseinander gegangen, eine herzu zu den Unsrigen, die andre nach drüben. Er hatte gesehen,

es war dieselbe Gestalt, die zurück kam und schien auch dieselbe Gestalt zu sein, die dort hinüber ging . . . Und dann fing die Gestalt an, sich zu neigen, strich den Toten über das Antlitz und machte es sanft und schön; gab den Stöhnenden zu trinken, trug andere hinweg . . . Er hatte da gelegen und gedacht: bald sieht er auch mich. Aber er hatte ihn wohl noch nicht gesehen; oder die andern hatten es nötiger gehabt, er war noch eine lange Zeit so liegen geblieben. Und dies alles in der Feuerlinie, und die Gestalt hatte nicht geschwankt, nicht gezittert . . .

Dann waren die Unfern vorgerückt mit lautem Rufen . . . Das Schießen war weiter fort gewesen, aber einzelne Kugeln waren noch geflogen. Da hatte er die Gestalt aus den Augen verloren, aber es hatte ihm geschienen, als sehe er sie noch ferne.

Dann waren Menschen gekommen mit einer Tragbahre und hatten ihn darauf gelegt. Und eben da sie hatten fortgehen wollen, war wieder von drüben die Gestalt gekommen, einen jungen Soldaten im Arm, einen Fähnrich, jung — jung — den hatte sie neben ihn gelegt.

Und dann fort, zurück, einen Hügel hinan. Und da hatte er auf dem Hügel ein Bild gesehen; einen

Baum, der gegen das Abendrot stand, denn der Tag neigte sich dem Ende zu. Ein Baum, blattleer, kahl, zerschossen; aber merkwürdig in der Form, nämlich wie ein Kreuz . . . oder es sei vielleicht ein Christuskreuz von Menschenhänden gewesen? — er könne das nicht mehr sagen; denn die Sinne hätten ihm da schon nicht mehr recht gehorcht. Das aber wisse er: Christus habe nicht daran gehangen.

Und nach einer Weile fragte er leise die Schwester: Verstehn Sie, wenn es ein Marterholz war, warum er nicht daran hing? — Es ist mir eingefallen: weil er nötig war in der Schlacht . . . Denn dies ist es ja: er ist nötig wie einst und immer als der, der er damals war: scheinbar als Mensch unter den Menschen, heilend, die Hände auflegend denen, die gefallen: den Toten wie den noch Lebenden . . . und so oft unerkannt . . . und nur erkannt von den Augen der Nachdenklichen — —

— — — — —

Den letzten Teil der Erzählung hatte auch der Arzt mit angehört, der hinzugekommen war. Er sagte nichts; nahm aber danach die Schwester beiseite und sprach: Wir müssen ihn noch schonen,

sprechen Sie nicht zuviel mit ihm, er ist noch nicht ganz fieberfrei . . .

Der Kranke aber lag in den weißen Kissen und lächelte und träumte im Einschlafen noch ihm nach.

Anhang:

Weltliche Legenden

Die Heimkehrlegende

Die Froststille des Wintertags war sonnig durchleuchtet, Frühlachmittagssonne machte das weite, ebene Heidefeld schön: die weiße, feste Straße, die gradhin führte, die weißen schlanken Birken ihr zur Seite; das dunkle Heidekraut, die Wachholder jenseits des Straßengrabens; — und um die fernen Föhren hing es, ein blauer Rauch.

Das Haus zur Seite, die Langseite der Straße zuwendend, hatte niedrige Wände, die Ständer waren schwarz gestrichen, der Kalkverputz weiß getüncht. Aber das Schild über der Seiteneingangstür war verwaschen vom Regen; man las noch: „Wirtshaus zum Heidemann von Wilhelm August Heitmann!“ Die Sonne lag auf der Hauswand, in den Fenstern, auf dem grünüberwachsenen Strohdach.

Der Wanderer stand einen Augenblick still auf der Straße; er sah das Gesicht des Wirtes am Fenster und trat schon auf das Haus zu. Die Haustür klinkte — es war der Klang einer dünnen, kleinen Schelle; er schloß die Tür hinter sich und stand auf dem dämmerigen Raum, der die Wohnräume vom anderen Teil des Hauses trennte; er sah durch eine halb geöffnete Tür in die Küche,

sah dort die Wirtsfrau und die Magd; hörte um die Ecke auf der großen Diele jemand Häcksel schneiden; eine Kuh brüllte einmal, der Hund schlug an (er lag unten am großen Hofstor, das nach dem Hof hinausging, an der Kette) — und da öffnete sich die Thür der Wirtsstube schon, und der Wirt lächelte ihm entgegen. Er grüßte und trat ein.

Als er beim Eintreten den Hut vom Kopf nahm, lächelte er ganz schön: ein Gefühl wallte in ihm auf, das war wie eine Erinnerung: wie schön es sei, wintertags in ein sauberes warmes Wirtszimmer zu treten, in die Wärme einzutauchen und behaglich sich auf einen geflochtenen Stuhl zu setzen.

Er saß schon und ließ das Gefühl in sich still versickern.

„Wat schallt wäsen?“ fragte der Wirt.

Er sah auf: „N' Korn un'n Glas Beer. — Un' Sigarn.“ Dies sagte er nach einer Weile, als schon der Wirt den Korn eingeschenkt hatte und die Bierflasche aufmachte. —

Dann wars still. Der Wirt rauchte seine lange Pfeife. Der Gast seine Zigarre. Er trank langsam, als solle es lange reichen. Seine Augen schauten

durch das Fenster in die Ebene hinaus; er fühlte hinter der blauen Ferne die Heimat, und seine Augen waren groß. Vor Abend bin ich da, dachte er. Nun ja, hinter dem Föhrenrand das Dorf, und die Kirche inmitten, die großen Höfe der Heidebauern da; viele von ihnen einzeln und abseits gelegen; und jedes Haus umgeben von Eichen, Birken und Weiden.

Es freute ihn, daß er jetzt hier saß, auf dem Heimweg; es freute ihn, heute das Heuerlingshaus wiederzusehen, darin er geboren war; darin schon sein Vater gewirtschaftet hatte und nun sein Bruder wirtschaftete. Und die Mutter würde wohl schon alt aussehen; und würde am Ofen sitzen und spinnen. —

Er würde dann auch da sitzen — die ganzen Feiertage, neben der Mutter; und er würde erzählen; und die Kinder des Bruders, die er noch nie gesehen hatte, würden auch zuhören; es freute ihn, daß er sie sehen würde; er würde jedem einen Taler schenken und eine Düte Pfeffernüsse; und dann würden sie schweigend zum Vater laufen und es ihm sagen.

Und er würde erzählen; daß die Welt groß sei, und daß ihn die Welt gehabt habe, und daß er

bloß deswegen all die Zeit nicht heimgekommen sei (seit er als Schlossergeselle fortzog), weil die Welt so groß sei und sie ihn gehabt habe; erzählen von der Wanderung als Schlossergesell; bis er von Hamburg aus zum ersten Male als Heizer mit dem Schiff gefahren sei; und dann immer wieder mit dem Schiff; bis nach Argentinien, bis nach Indien; und wieder heim und wieder fort; von seiner Arbeit auf den Werften, in den rheinischen Eisenwerken. — Er würde erzählen, und sie würden es gern hören.

Der Wirt hatte das Kreisblatt gelesen; bis auf die Weihnachtsanzeigen, bis auf die Ankündigung der Holzverkäufe auf der letzten Seite. Er ließ jetzt die Zeitung sinken und steckte die Pfeife wieder an. Dann stand er auf und strich ein paarmal im Zimmer auf und ab. Das Schweigen bedrückte ihn. War das ein stummer langweiliger Gast. Und lächelte dabei immerzu. Er kalkulierte im Geheimen, was es für einer sein möchte; taxierte den Anzug und fand, daß es guter, fester und dauerhafter Stoff sei, wohl noch ganz neu. Warf einen Blick auf den Hut; auch ganz neu, nur die Handtasche stark gebraucht; aber offenbar ganz vollgestopft. Er setzte sich wieder und fragte, ob der Gast

noch einen weiten Weg habe. Der schüttelte den Kopf und meinte, er wolle nur noch bis Langhorst. — Dann habe er nur noch anderthalb Stunden, sagte der Wirt. Der Gast nickte: er wisse schon. Dann war eine Pause.

Danach der Wirt wieder: er komme wohl weit her? — „Von der Bahnstation Sieker,“ sagte der Gast. Damit war der Wirt nicht zufrieden; das könne er sich denken; er sei gewiß mit dem Mittagzug von Hamburg gekommen? Der Gast nickte: das sei richtig.

Und dann wurde ihm auf einmal etwas klar, woran er all die Zeit nicht gedacht hatte, da sein Denken schon fern im Dorf gewesen war: der Wirt erkannte ihn nicht; darum behandelte er ihn so respektvoll fremd; ob er sich zu erkennen gab? Hatte er sich so stark verändert, daß der Alte ihn nicht kannte, auf dessen Diele er mit den Jungen und Mädchen des Dorfes so oft getanzt hatte?

Er sah nach der Uhr, trank langsam das Bier zu Ende, stand auf, zündete die Zigarre neu an und fragte dann langsam: „Watt id seggen wull — wo geit et Din'n Korl, Wadder Wilm?“

Der Wirt sah schnell auf und sagte verwirrt:

„Gut! Gut! He is Wachtmeister in Hannover bei den Königsulanen. — Woher kinnst Du mi?“

Da lachte der Wanderer und sagte, daß er der August Heino sei, der seine Mutter und seinen Bruder besuchen wolle. Der Wirt schüttelte lange den Kopf und sagte: „Junge, Junge, datt id Di doch nich glif kinnt hew!“

Der Wanderer wollte gehen, aber der Wirt hielt ihn am Arm, lachte und sagte: „Noch nicht!“ Er müsse erst mit ihm Kaffee trinken und vom Weihnachtsstuten essen. Darauf setzte sich der Wanderer nieder und meinte resigniert: „Wenn denn wäsen schall.“ Aber er freute sich doch. Es war ja noch Zeit, er kam schon vor Abend noch heim nach Langhorst.

Der Wirt, froh, an langweiligem Nachmittag den Gast noch eine Weile bei sich zu haben, lud mit sonnigem Behagen den Wanderer an den kleinen Tisch an der Breitseite des Zimmers, wo nun der Kaffee und der frischgebackene Stuten standen. Er legte dem Gast vor, der dankte, und dann aßen und tranken sie eine Weile schweigend. Hiernach nahm das Gespräch seinen Fortgang; der Wanderer mußte erzählen und fragte dazwischen in den Pausen nach den Verhältnissen des Wirtes.

Dann erzählte der Wirt, was er an Geschehnissen der letzten Jahre in Langhorst für erzählenswert hielt, und der Wanderer hörte gern zu. Denn aus jedem Wort klang ihm Heimatluft; ob es vom neuen Pfarrer war oder vom alten Kantor und seinen Söhnen; daß an Stelle des alten Rolfs Bauer Lohaus von den Gemeindevertretern zum Vorsteher gewählt worden sei; er konnte bei allem, was er hörte, vergessen, daß er lange Jahre in der Welt gewesen war; daß er viele Dinge und Menschen, Orte und Zustände gesehen hatte, von denen sich die Bauern hier in der Stille, die alle paar Wochen nur in die nächste Stadt kamen, nichts träumen ließen.

Der Wirt holte eine bessere Zigarre hervor, sie saßen noch, rauchten und sprachen, bis August Heino erschreckt auf seine Uhr sah und dann in die Heide hinaus schaute: da ging die Dezembersonne fern unter; der Himmel, klar und blank, glühte auf; und da stand er rasch auf und sagte: „'t wart Tid!“ Schüttelte dem Wirt die Hand, dankte, nahm Hut, Stock, Tasche und trat hinaus in die erste Dämmerung.

Es begann kälter zu werden. Der hellrote Abendhimmel ging oben in ein glasiges Gelb über. —

Er knöpfte den Rock fest zu, zog den Schal zurecht und ging; er fühlte, daß es in der Nacht stärker frieren würde. Der Atem vor Nase und Mund wölkte grau in den Abend. Die Dämmerung kam rasch und leise wie immer an solchen Wintertagen. — Aber er ging mit einem ganz tiefen Glücksgefühl in Blut und Herzen; dachte nicht weiter darüber nach, woher dieses Glücksgefühl kommen möge. Ganz ungestört und ganz in sich einig, lebte er nur dies Glücksgefühl: im strammen Gehen, der Heimat zu; in den Gedanken, die immer wieder vorauf eilten und das Heimatdorf ungeduldig zu schauen suchten, ehe er da war . . .



Er war schon auf der Höhe von Reimers Mühle, die ein knappes halbes Stündchen vom Dorf auf einem Hügel lag, als er durch den stillen Abend die Glocke schlagen hörte, und als gleich danach das Abendläuten begann.

Er blieb einen Augenblick stehen, den Kopf geneigt, und hörte zu. Was war nun dies? Es war ihm, als sei dies etwas ganz Neues: die Stille der einsamen Landschaft; und die schönen Klänge darin; und die ersten Lichtlein aus niedrigen Fen-

stern da vor ihm . . . Schön wie ein Traum, der langsam, aber unaufhaltsam beginnt, Wirklichkeit zu werden.

Er stand eine ganze Weile so: lauschend in die Landschaft, in das Läuten, lauschend in sich und in sein stillbewegtes Glücksgefühl. Der stille, zeitlose Augenblick einer restlosen Erfüllung hielt ihn gefangen. Dann ging er wieder.

Und wie er nun so im Abend dem Dorf zuschritt, hob er auf einmal erstaunt den Kopf und wendete die Blicke nach allen Seiten und sah:

Er war nicht allein in der Landschaft! Mit ihm schritten — auf der Straße neben ihm, aus der weglosen Heide zu beiden Seiten des Straßengrabens, hinter den Wachholdern und niedrigen Kiefern hervor — mit ihm schritten viele Leute durch die Dämmerung dem Dorf zu. Und als er den Kopf wandte und hinter sich sah, über die Chaussee hin, die er gekommen war: auch hinter ihm schritten noch Menschen herzu.

Da war nun ein ganz großes Erstaunen in seinen Augen und in seinem Herzen; und leicht den Kopf schüttelnd, ging er weiter. Er dachte: Sollte es sein, daß so viele Bewohner des Dorfes heute, den Tag vor dem Fest, unterwegs gewesen sind?

Vielleicht in der Kreisstadt, um einzukaufen? Vielleicht in den Nachbardörfern? Aber dann sah er durch die Dunkelheit wieder auf die Schreitenden und sah: diese alle waren ja mehr, als das Dorf erwachsene Bewohner hatte. Es war kein Zweifel, es waren ihrer viel mehr.

Er trat an ihrer einen heran und fragte, ob er auch gen Langhorst wolle? Der senkte leise den Kopf, sprach aber nicht. Und er trat an einen anderen heran und fragte dasselbe, der nickte und sagte: „Heim!“

Und er sah: ihrer viele trugen nicht die Kleidung der Bauern, sondern trugen Mäntel, Samaschen, trugen Schnallenschuhe oder Reiterstiefel, trugen Mützen oder Federhüte.

Er sah dies alles groß an, und es wunderte ihn vielleicht, daß es ihn nicht mehr erstaunte; ihn auch nicht fürchten machte; er ging mit den anderen so hin, dem Dorf zu. Ein paarmal noch blieb er einen Augenblick stehen, sprach mit einigen, die noch hinzukamen; aber es waren wohl alles stille Menschen, sie sagten entweder gar nichts und nickten ihm nur still zu, oder sie sagten nur die paar Worte: „Ja, heim!“

So wurde auch er still, und nun gingen sie alle

gleichen Schrittes. Je mehr sie dem Dorf nahe kamen, um so näher kamen sie einander; zuletzt gingen sie alle auf der Chaussee wie ein Zug; und kamen zum Dorf herein, beim Krugwirt vorbei, in dessen Fenstern ein Lichtschein hinter weißen Vorhängen war; an Karls großem Hof vorbei, der hinter hohen schönen alten Eichen lag; am Schulhaus und Spritzenhaus vorbei, am Dorfteich hin und standen dann einen Augenblick auf dem Kirchplatz, sahen die Kirche hell, und ein schöner süßer Schein war in den Fenstern der Kirche. Das Pfarrhaus abseits hatte auch erleuchtete Fenster.

August Heino hatte schon vergessen, daß er zu seiner Mutter und zu seinem Bruder wollte in den Heuerlingskotten, daß er die Kinder erfreuen wollte und von den Wundern der Welt erzählen. Er stand mit den andern da und wartete.

Dann fingen alle die Gekommenen an, in die Kirche zu gehn; immer mehr; sodasß ihm dumpf der Gedanke kam: wie sollen alle die Menschen in unserer kleinen Dorfkirche bleiben? Dann ging er, als Letzter, hinein, und sah: die Kirche war voll; er mußte hinten stehen bleiben. Er lehnte sich an einen Pfosten, und hinter ihm schloß ein Mann nun die Thür. „Ich hätte doch nicht gedacht, daß alle die

Menschen drin bleiben würden," dachte er und ließ den Blick das Mittelschiff hinwandern. Aber siehe da: die Kirche war weit und groß, größer, als seine Erinnerung an die Jugend gemeint hatte. Er mußte sich geirrt haben, die Kirche seiner Heimat faßte viel mehr Seelen, als er gedacht hatte.

Der Gottesdienst hatte schon begonnen, die Orgel spielte schon eine ganze Weile; und da legte es sich über ihn, wie ein ganz weiches Glück; nur daß in diesem Glück noch eine Schwermut war. Er hörte die Klänge, und sie waren ihm bekannt, bekannt wie von einem verflossenen Jahrtausend her. Es war unvergängliche Gewalt in den Liedern; Gewalt einer noch nicht zu Ende gedachten Liebe, einer Liebe, die wie ein Meer war und die man nur begreifen konnte, wenn man in ihr unter sank. Gewalt von Heimatklängen, die alle Heimat über die Enge und Kleinheit vereinzelter Wohnens hinaus hob in die Sphäre des Ewigen, das alle Welt umhüllt.

Dies alles fühlte er dunkel, es war ihm nicht klar bewußt, er stand wie im Traum — : Traum waren die Klänge der Orgel, Traum waren das Aufstehen und Niedersetzen der Gemeinde, die Gestalt ihm fremd, die auf der Kanzel stand, Traum

die unbewegt brennenden Lichter, das Schwarzgrün eines hohen Tannenbaums vor dem Altar und die weißen Kerzen darauf; Traum das hohe verdämmernde Gewölbe, die weit im Dämmer schwindenden Wände.

Als die Tür hinter ihm wieder aufging, ein kühler Luftzug ihn am Nacken und im Gesicht traf, die Menge der Gestalten schon zum Ausgang drängte, reckte er sich auf und schritt in der Menge langsam, schrittweise, mit nach draußen. Auf dem Kirchplatz blieb er stehen und sann noch immer nach . . . „Das Dorf ist klein,“ sagte er zu sich; „ich bin neugierig, zu sehen, wo all diese bleiben. Sollen diese alle wirklich von Langhorst sein?“

Aber es war wie in der Kirche, die er zu klein geglaubt hatte, um die Menschen alle zu fassen: die Menschen gingen auseinander, in die Dorfstraßen, in die Höfe, in die Raten, sie verschwanden einer nach dem andern vor seinem Blick, es mußte wohl so „richtig“ sein; sie mußten wohl alle Platz gefunden haben in der Heimat. Er trat auf die Straße, er sah die Straße entlang, zum Dorf hinaus, ob vielleicht etliche ihrer hinaus gingen in die Heide, in der Einsamkeit den Weg zurück, den

sie am Abend gekommen waren; aber er sah da niemand.

Und nun war das Dorf ganz still und leer. Er ging langsam weiter. Die Glocke schlug die Stunde. Hinter ein paar verhängten Fenstern zeigten sich die Umrisse eines Tannenbaums, erklang eine Kinderstimme: „Es ist ein' Ros' entsprungen,“ wie er's in der Kirche gehört, nur dünner, vereinzelter.

Er ging. Beim Kaufmann Harms bog er von der Straße ab und ging den Sandweg. Da sah er an der nächsten Biegung schon die Kate liegen; und es war Licht im Fenster. Als er herankam, trat er ein wenig hinter das Fenster und sah durch einen Spalt des Vorhangs hinein. Da mußte er lächeln, dann klopfte er am Tor; drinnen kam einer und öffnete. Er trat in das dunkle Haus; seine Stimme klang tief, ernst und freudig, als er grüßte und auf die Stube zuschritt. Dort hatte die alte Mutter im Lehnstuhl, hatten die Kinder schon aufgehört. Jetzt stand die Alte im plötzlichen Schreck aufrecht bei ihrem Spinnrad, die Kinder standen scheu in der Schrankdecke . . . Und der Bruder trat hinter ihm ins Zimmer und sagte zur Mutter, die noch zweifelte: „Jo, jo, hei es et“ . . .

Weltliche Legende

Um Abend hob der Mann den Blick von der verstaubten Straße auf und sah: Es lag ein Garten da in der Ebene und hinter den Bäumen ein Haus. Da blieb er stehen und sah das an. Und es war lieblich anzusehen, und er dachte: ein Bild des Friedens ist auch schon Frieden selber. Ich will hineintreten und bitten, ein wenig sitzen zu dürfen und einen Trunk Wasser zu trinken. Ich könnte auch an der Straße sitzen, am Rand des Feldes oder des Haines und könnte aus dem Bach trinken, aber das wäre namenlose Einsamkeit. Wohl liebe ich die Einsamkeit, sie hat mich gezeugt, sie hat mich gesäugt . . . und ich habe oft ihren großen schweigenden Liedern gelauscht. Aber ich liebe auch die Menschen, liebe die Gemeinsamkeit und den Frieden umzirkten Wohnens. Und ich bin auf dem Weg, daß ich suche das Glück bei Menschen.

Und er trat ein. Da kam aus dem Hause hervor eine Mädchengestalt in einem hellblauen Gewand, wie lauter Himmel; also, daß er erfreut stillstand und nur schaute. Dann aber, als er nun dem Mädchen gegenüberstand, erschrak er ein wenig, denn er sah: ihr Gesicht war häßlich, war blaß, schmal und mager, die Nase stand ein wenig

schräg, und die eine Hälfte des Gesichts war ein wenig kleiner als die andere. Danach sah er: der linke Arm war schmaler, zarter als der rechte, weniger ausgewachsen, und die Hand war wie eines Kindes Hand.

So bekam er den Eindruck, daß sie ein Wesen sei nicht wie andere: ein Ding zwischen Kind und Mädchen, nicht schön (nur die Gestalt im blauen Gewande mochte schön sein), sondern traurig machend, da dies Wesen etwas war, was so nicht hätte sein sollen. Ein Wesen mit weniger Schönheit und Vollkommenheit, als in des Seins Ursprungssphäre gewollt und erträumt war.

Er war aber ja eben der Träumer und Dichter, der da suchte: das Angesicht der Seele, wo das erste (das äußere) und das zweite Gesicht sich decken und der Mensch schön und vollkommen ist. Nach diesem Wunder war er sehnsüchtig und suchte er; diese Gestalt suchte er, auf daß er sich vor ihr neige und sage: nimm mich hin. Darum schrak er ein wenig zurück, als er nun dies Mädchen sah.

Sie sah wohl, daß er solches dachte und war traurig und sah vor sich nieder.

Er faßte sich aber bald, sah zu ihr auf und sah

in ihre Augen. Und er schwieg noch eine Weile, denn er sah, daß diese Augen in dem blassen häßlichen Gesicht schön waren.

Dann lächelte er und sagte seine Bitte. Da ward auch das Mädchen froh und führte ihn heran an das Haus und auf die Terrasse und brachte ihm zu trinken.

„Es ist schön hier,“ sprach er, „man möchte wohl die Sommernacht so verträumen.“

„Daran seid ihr nicht gehindert,“ sprach das Mädchen, „stzt, ruht, solange ihr mögt.“ Und sie ging und ließ ihn allein.

* * *

Er saß die Sommernacht und schlief ein in ihr, und ward danach wach, als die Sonne in Wipfeln schimmerte, eine Weile hinter dem Erwachen der Vogelstimmen.

Er saß und wartete. Und dachte, es sei wohl ein Traum. Wie alles Warten ein Traum ist und alles Leben ein Träumen ist . . . hernach, in dem Erinnern und an des Blickes Hintergrund. Er saß und sann, also daß er, ob er gleich wach war, doch erst zu erwachen meinte, als das Mädchen die Fenster aufmachte und danach aus der Tür her-

vortrat. Da nickte er ihr zu, als sie Milch und Brot vor ihm niederlegte und ihn zu essen bat. Doch sah er danach vor sich nieder und dachte nach. Er dachte bei sich: das Antlitz ist des Menschen zweite Seele. Die erste ist verborgen. Ihr Antlitz ist häßlich, es könnte mich fast, wie immer, erschrecken, diese Blässe, dieses Unausgewachsensein der linken Seite des Gesichts. Und doch ist sie wohl gut. Vielleicht. Was weiß ich? Aber ich muß ihr hernach danken und will es gern tun, wenn ich nun bald gehen werde.

Er ging aber sobald noch nicht. Und er wußte nicht, warum er noch blieb. Weil das Mädchen ihn bat? Weil sie zu ihm sprach, sie wolle ihm noch den Wald zeigen, der hinter dem Hause beginne und der schöner als andere Wälder sei, und eine Grotte sei am Wasser aus blauen Steinen? . . . blieb er darum? Aber er sah oft auf ihr Gesicht, denn das Häßliche zieht uns oft ebenso an wie das Schöne, und er sprach bei sich selber: lieben kann man aber nur das Schöne. Wäre sie schön, würde ich sie lieben, so aber ist sie halb schön und halb häßlich. Sie war wohl einmal anders gedacht vom Weltstinnen, sie mißlang in den Händen des werdens. Ich werde hinter Mittag wirklich gehen.

Sunächst ging er aber mit ihr in den Traumwald und saß bei ihr in der Grotte am Wasser und sah das Licht und das Grün und hörte die Stimmen des Waldes.

Danach am Mittag trat er zu ihr: „Ich werde vor Abend gehen.“ Sie nickte nur und sagte nichts. Ging fort und sagte über die Schulter zurück: „Wohl! Ich werde euch noch sehen. Ruht noch ein wenig. Ich sitze derweilen an der anderen Seite des Hauses und arbeite an diesem Tuch.“

Er saß also noch und schlief ein. Sein Haupt sank hintenüber, und so ruhte er lange, bis in den Abend. Einmal kam das Mädchen herzu und sah ihn schlafen, gedachte ihn zu wecken, denn sie dachte, sonst versäumt er die Stunde, da er gehen will. Aber dann, wie sie ihn ansah, dachte sie, daß er schön sei, und daß das Schöne zu halten keinem Menschen verwehrt sein könne. So ging sie wieder, ohne ihn zu wecken, und sah im Geheh noch ein paarmal hinter sich.

Dann, als sie drüben war, dachte sie: er wird schlafen bis in die Dämmerung, und dann ist es zu spät, dann bleibt er noch die Nacht, und ich habe ihn länger hier. Sie sann dem nach, fand aber, daß es nicht ehrlich sei, und wollte gehen

und ihn wecken und ihm sagen: „Es ist nun die Zeit, da du gehen wolltest.“ Aber sie ging doch nicht, sondern saß nur so unter den Bäumen, und das Licht fiel schräg hinein, und danach fing sie auf einmal schwer an zu weinen.

Sie weinte so tief und versunken, daß sie gar nicht hörte und sah, wie der Mann gekommen war und nun vor ihr stand und sie ansah. Wie er sich wieder wandte und beiseite trat. (Denn er dachte: wenn sie aus ihrem Weinen aufwacht, soll sie nicht wissen, daß ich es sah und soll sich nicht schämen.)

Er stand hinter einem Baum und wartete. Eine ganze Zeit lang. Dann, als er merkte, sie weinte nicht mehr, trat er wieder hervor und sah sie sitzen in ihrem hellen Gewand. Da mußte er den Fuß anhalten, da er nun etwas Wunderbares sah: da er sah, wie ihr Gewand und Leib durchsichtig waren, wie ihr weißer Leib unterm blauen durchsichtigen Gewand wie Kristall war, und wie im Kristall ihr Herz rot, rot und leuchtend saß und ihre ganze Gestalt, ihren Körper, alles, alles durchsahen bis in das Gesicht, bis in die Hände, bis in Stirn. Und er sah: ihr e r s t e s Gesicht und die Schönheit davon. Und er sah: sie war schön,

über die Maßen schön, und ihr Angesicht war ihre Seele, eines Kindes und Mädchens Seele, zart, blaß, rührend, hilflos. Aber unsagbar schön.

Da neigte er sich zu ihr und sprach: „Ich bitte dich eins.“ Und als sie ihn groß ansah: „Ich bitte dich eins, laß mich bei dir sein, immer, bis an das Ende der Tage.“

Sie aber wußte nicht, woher diese Worte kamen. Sie lächelte nur schön, wie ein Mensch und eine Jungfrau in der Liebe nur lächeln und leuchten kann. Und gab ihm beide Hände hin: „Bleib und nimm.“

Das Märchen von der Hölle

Die Hölle ist eine Erfindung des Bösen in der Welt. Und das Wort Hölle beweist allein schon uns Menschen, daß es in der Welt allerdings zweierlei gibt: das Gute und das Böse.

Die Hölle aber ist Erfindung des Bösen. Denn Gott selber weiß nichts von der Hölle. Es sei denn, daß er auch die Hölle an sein Herz nimmt und sie damit auslöscht. (Denn wir alle, die wir leiden oder gelitten haben, glauben an die Erlösung.)

Es ist aber der Menschen Grausamstes mit: den Kindern Angst zu machen mit der Hölle. Eben, da die Angst selber ja weiter nichts ist, als die Hölle. — Denn es muß niemand meinen, es gehörten zur Hölle alle die seltsamen Dinge, die eine dunkle Phantastie einst gebrauchte, um das Grausen sich recht bildhaft grausig zu machen. Denn wir vermöchten heute wohl zu lächeln über geschwänzte Teufel mit dreizackigen Sabeln, brennenden Feuerlöchern, Kesseln mit siedendem Pech, bodenlosen Wasserfässern, darin die Menschen ertrinken . . . — Denn was dem Menschen an seinem Leibe geschieht, wie sollte ihn das je quälen können oder wenigstens ihn lange Zeit quälen können; und noch, wer den Tod seines Leibes an

unheilbarer Krankheit vor Augen sieht, kann dabei heiteren Gemüths und fromm und gut sein. Die Qual aber hebt erst bei der Seele an. Und ebenda hebt auch das Böse an.

Wenn ich sage, die Hölle sei kein Ort, sondern ein Zustand, so muß man das recht verstehn. Sie ist allerdings auch ein Ort. Eben der Ort, da der Ausgestoßene sitzt, hockt oder liegt. Und eben dieser Ort, da der Ausgestoßene ist, ist identisch auch mit seiner Qual. Eben dies sagt uns aber auch, daß die Hölle überall in Gottes Welt sein kann und wohl auch jeweils ist. Und eben dies sagt uns, daß hierin (aber auch nur hierin) die Hölle Aehnlichkeit habe mit dem Himmel, der auch überall sein kann. — Und es kann sein, oder ist meist so, daß sowohl Hölle wie Himmel nur gesehn und erlebt werden von denen, die grade darin sind. —

Siehe, ich sah Menschen, die in der Hölle waren und die schrien und sagten es den Menschen, die da waren, so nahe waren, daß sie es hören konnten. Aber ihrer keiner konnte es begreifen, — sie sahen alle um sich und dachten oder sprachen: Ist das hier nicht die Erde oder das Flußthal, oder die Berglandschaft oder die Mondscheinebene — wer vermag da von Hölle

zu reden? Seht, da habe ich gelernt, mein Haupt zu verhüllen. Denn, daß ein Mensch dem andern den Himmel glaube und daß ein Mensch dem andern in den Himmel nachfolge, das kann geschehen und ist der Wunder größtes nicht. Doch daß ein Mensch dem andern die Hölle glaubt und daß ein Mensch zu einem Ausgestoßenen der Hölle komme — um ganz seine Qual einmal zu sehen und zu glauben und danach auch vielleicht die Hand auf ihn zu legen, bis daß die Erlösung komme (die immer einmal kommt — nur währt die Hölle so lang —) das ist der Wunder größtes. Darum auch sind die Engel so selten; denn die Hölle bedarf nicht minder der Engel als der Himmel. Und umgekehrt, darum ist die Hölle so höllisch, weil die Engel so selten sind. —

Christ aber ist darum nicht zuletzt der Größte und Einzigste, weil er die Hölle sah, wie es im Evangelium steht, da er über die Hölle zu weinen vermochte in ungemessener Liebe. —

Denn wenn auch die Hölle eine Erfindung des Bösen ist, das Wort schon böse ist, so sind es doch nicht nur die Bösen, die da leiden. Sondern auch die Guten. Nur daß sie schwach waren in einer Hinsicht und darum leiden mußten.

Wohl sagt Christus, daß das Glück der Auserwählten Leiden sei. Nicht aber sagt er, daß die Hölle das Glück der Auserwählten sei. Wie nun, da doch auch die Hölle namenloses Leiden ist? Wie ist dies Wirrsal zu lösen? So:

Leidenkönnen und das Leiden zum Glück wandeln, dazu gehört noch Kraft. Und die hat der Mensch. Wer aber eines Augenblicks, nur einen Atemzug lang, sei es auch wie spielend oder seines Instinktes vergessend, sich dieser Kraft begibt: der fällt sofort in die Hölle; und von da kommt er sehr schwer oder nur unter unsagbarer Mühsal oder nur mit Hilfe der Engel oder wann Gott auf eine Weile die Hölle an seine Brust nimmt (sie damit einen Augenblick ganz auslöschend) zurück in sein voriges Stadium. Das Stadium heißt Gesundheit! Ganz gesund ist der Mensch aber nur in Gott.

So aber sah ich die Hölle.

Eine Ebene, fahl, unterm Wintertuch. Ende- und wandelos verdämmernd. Und inmitten dieser Ebene hochte eine Seele glühenden Blicks, schreckhaft die Augen wendend, aus der endlosen Weite in die endlose Höhe, und nimmer mit den Augen

rastend. Es war eine leise, fast milde Luft, denn der Winter neigte sich dem Frühling zu. Aber über die Seele fuhr es hin wie Frostschauer und immer Schauer hinter Schauer. Und war Heulen und Zähneklappern da bei ihr und sie schaute wie irr um sich und fragte: Warum geschieht mir denn das? O meine Angst, o meine Angst. Denn die Hölle ist nur Angst und keine Wirklichkeit. Was nicht hindert, daß die Angst selber tobendste „Wirklichkeit“ ist.

Und es konnte geschehen, daß Seele den Kopf vornüber hängte, und eine kleine Weile es schien, als vererbe ihre Angst. Aber aus erstem süßen Einschlafen und Vergessen schrak sie zuckend auf, und da waren Heulen und Zähneklappern wieder da. Und das währte so die Nacht bis an den Morgen. Und da sah Seele das Morgenrot — einen schönen Streifen mitten zwischen den Wolkenstreifen. Und da entschlummerte sie einen Augenblick und erwachte wieder mit der Helle von einem Rascheln im Kraut, von eines Vogels Ruf, von einem Windhauch im Angesicht — und trug die Angst wieder und die namenlose Qual, den Tag lang . . .

Und danach wieder die Nacht lang. Und den

Tag lang. Und immer so abwechselnd, Tag und Nacht. Tag und Nacht. —

Dies aber war die Angst und die Qual: ein Irrtum zwar und also etwas Unwirkliches. Aber ungeheuer und furchtbar: daß der Tod etwas noch Tieseres und Grausameres sei als eben diese Angst und Qual. Und die Angst war: daß Seele aus der Angst selber, also aus der Hölle selber noch tiefer fallen könne, nämlich in den Tod und in das Nichts. Darum froren die Angstschauer, wie Hagelschauer im März, über die nackte Seele, daß sie nicht nur froh, sondern auch schrie. Daß sie schrie: Ist denn in aller Weite und Nähe niemand der mir sage, welcher ein Leiden dies sei, und die Bedeutung all dessen mir sage, und wer weiß die Erlösung? — Aber es antwortete niemand. Und das ist der Hölle zweiter Schrecken, neben der Angst, nämlich die namenlose Verlassenheit. Denn es ist ein Lachen und eine Theatermaskerade, wenn Teufel kommen, Seelen zu peinigen — Wie vermöchten sie das, diese Gestalten mit pappenen oder hölzernen Feuergabeln, diese Gestalten mit angeklebten Bärten. Teuflischer als alle Teufel der Welt ist das Nichts; ist die Einsamkeit; ist die Verlassen-

20 Der Eine und die Welt

heit. Ist es: wenn einer schreienden Angstfrage keine Antwort kommt. Dies aber geschah der Seele — es kam keine Antwort, wie sie auch bat. (Denn wir wissen ja, Gott weiß nichts von der Hölle.) Angst aber, wie groß und furchtbar sie sei, erwartet doch immer noch etwas, das da kommen soll und vor dem Seele sich fürchtet. Das aber war das dritte Furchtbare, daß aller Erwartung der Seelenangst nichts kam. Daß ringsum Leere blieb; denn wäre etwas gekommen, und wäre es noch so furchtbar gewesen, so wäre eine Erlösung danach gewesen. — So aber kam nichts. Und Seele schrie unter ihren Aengsten. —

Es konnte sein, daß Seele des Lebens gedachte und daß das Leben süß sei. Und das war neue Qual: wenn wie lauter Fata morgana das Leben den Augen vorüber zog: der Frühling, die Liebe, die Schönheit, Lied, Gesang, Jugend, Freundschaft. Und abermals Liebe. — Es zog alles vorüber. — Seele blieb allein. Und es half ihr nicht, daß die Ebene längst im Frühlingsglanze lag, daß die Wälder grün dahinter standen, daß Vögel Schmetterlinge in der Luft waren und die Luft nach Himmel schmeckte. Die Hölle war da und blieb. Und es dünkte Seele, sie würde nimmer enden.

Nun aber kann nichts, das einmal begann, ewig währen; sondern muß enden. — Das aber ist die Hölle, daß die Wahrheit da vergessen wird; oder wenn sie gewußt wird, doch nicht geglaubt wird. Denn das ist eben die Hölle, daß die Angst alle schöne Zuversicht und Wirklichkeit aufhebt. Also, daß Seele sogar vermeinte, es könnte so sein, daß dies kein Ende nähme. Was doch ein Unsinn ist. —

Doch geschah es, daß schon die Angst leiser zu werden begann. Und Seele es gleichwohl nicht merkte. Denn der Frühling neigte sich schon dem Sommer zu, und es war der Tag der Himmelfahrt, da der Himmel für einen Augenblick aufgetan wird, auf daß man könne seine Herrlichkeit schauen, auf daß da Seele ihn erreichen könnte, oder daß da Engel könnten herab schauen in ihrer großen Güte um zu sehen, wo einer ihrer bedürftig sei. —

Und am Vorabend dieses Tages war die Angst und Hölle abermals groß und grausend. Und Seele schrie, und da geschah es, daß aus ihrem Schreien zum ersten Male ein Lied wurde, und daß das Lied demütig und kaum noch hadernd war, wenn es auch noch nicht ganz fromm war. Und es geschah, daß Seele darauf die Nacht schlief,

faßt süß. Und aufwachte in den herrlichen Tag der Himmelfahrt. — Da aber war die Angst und Hölle doch wieder da — und alle Schönheit rings war wie eine unerreichbare Fata morgana. Da neigte Seele ihr Haupt und fing an zu weinen wie ein Kind. —

Da vermochten die Engel, die oben am Tor standen, es nicht länger mit anzusehen. Sie hatten das Geschrei schon lange gehört. Aber sie hatten nichts zu tun gewagt. Denn Gott, wie wir wissen, darf die Hölle nicht wissen; oder kann sie nicht wissen.

Die Engel standen noch einen Augenblick, sahen zum Himmel hinein und wieder nach unten der Seele zu, die da weinte. Und dann sahen sie sich an; und der Blick hieß: wir wagen es schon; wir dürfen das tun. Und sie verließen den Himmel und stiegen herab. Und es waren zwei schöne Gestalten, eine ernst und mit dem Wissen alles Lebens auf dem Angesicht und die andere wie ewige Tugend und mit dem Blick und den Mienen vollendeter Unschuld.

Sie nickten einander ein paar Mal noch zu und schritten leise abwärts. Und standen vor der zuckenden Angst. — Stehe, da war Stille, und Seele schaute

empor. Und begriff noch erst kaum; und fing doch schon an zu lächeln. Und fühlte die Hände der Zwei auf dem Haupt. Und fühlte das Aufhören der Angst. Und fühlte: es war keine Fata, und legte beide Arme um die Zwei, und lehnte das Haupt in das Gewand der einen und schlief. Lange so . . . Und träumte, wie alle Hölle vergehe wie Nebel in der Sonne. —

Denn seht, darum müssen Engel auch in die Hölle kommen, auf daß Erlösung sei.

Denn es gibt wohl keine andere Erlösung, als die Liebe der Engel und das Mitgefühl der Engel, es sei denn, daß Gott selber einmal die Hölle an sich reißt mit seinen Händen, die da wie blind, aber gut sind. —

Auch ist in der Welt nichts, was heilen oder helfen könne als eben die Liebe. — Und darum braucht die Hölle deren am meisten. — Denn in jener Hölle, die noch die Kinder schreckt, sind der Sequalten viele beisammen, also da hätten sie doch Gemeinschaft und gegenseitige Teilnahme. Aber so ist Hölle nicht; sondern namenlose Verlassenheit und das allerunterste Grausen. Und die Angst, daß noch etwas Tieferes und

Grauenhafteres komme, was doch nicht kommt,
und das ist die furchtbarste Angst. — Die aber
überwindet die Hand der Liebe . . .

Das Gesicht Christi

Am Abend hatten sich ihrer mehrere zusammengefunden in einer leeren Stube eines kleinen Hauses. Sie waren fast alle von derselben Abteilung; aber es waren auch ein paar Verirrte von anderen Abteilungen dabei. Sie saßen eine Zeitlang schweigend und ernst: ihre Gedanken konnten noch nicht so schnell einkehren in Stille und Friedsamkeit begrenzten Wohnens; es war, als irrte ihr Denken noch draußen im Feld, über die Aecker, durch die Dämmerung, in der das Gesecht langsam erloschen war; vorbei an gefallenem Kameraden, an gefällten Straßenbäumen und zerschossenen Hütten hin.

Dann stand einer auf, suchte nach Holz und Papier, fragte nach Streichhölzern bei den anderen und machte ein Feuer im Ofen.

Und sieh, da fanden sie sich im Kreise sitzen, und nun war auch das Denken „zuhaus“.

Und als das Feuer brannte, suchte ein anderer einen Topf, holte Wasser und fing an, Tee zu machen.

Dann holte jeder hervor, was er zu essen hatte, sie legten es alles auf den Tisch und teilten es danach.

Dabei war ein wenig gesprochen worden; aber nicht viel.

Dann saßen sie wieder still.

Denn sie fühlten doch wieder: draußen lagerte der Krieg allseits; nun war wohl der Abend, und die Nacht war nahe, und das ungeheure Etwas der Tage hatte sich draußen schlafen gelegt. Aber es konnte jeden Augenblick aufwachen . . .

Was soll der Mensch da anders tun, als ernst sein und schweigen?

Dennoch begann nach einiger Zeit ein Gespräch, und das kam so:

Es war einer da, der sagte: Ob die zu Hause eigentlich wissen, was es mit dieser Zeit ist, und wie ungeheuer sie ist, und wie man sie kaum vorerst noch verstehen kann? Verstehen meine ich in ihrem etwaigen Verhältnis zu dem, was die Menschen bisher als ihr Höchstes schätzten — im Verhältnis zum ganz tiefen Denken, das den Wurzeln des Seins, dem Sinn des Lebens nachgeht — zur Religion und zur letzten Weisheit.

Die anderen sagten erst nichts. So sprach der eine weiter: Ich weiß wohl, so sehr der Krieg alle Dinge und Verhältnisse verändert, oft zum Guten, und die Menschen (auch die zu Hause) in Notwen-

digkeiten stellt, denen sie vorher nicht nachdachten und nicht nachdenken konnten; so hebt doch der Krieg nichts ganz auf: auch nicht Religion, Frömmigkeit, Weisheit und die Ergebnisse friedsamem Denkens. Aber es nimmt sich in solcher Zeit das alles doch anders aus.

Hierauf war wieder Schweigen; aber kurz, dann sagte ein anderer:

Der Krieg hebt nicht bloß nichts auf; er stellt für solche Dinge überhaupt erst die letzte und tiefste Beziehung her zu dem, was zunächst auch teilweise noch außerhalb unserer Macht liegt; es wird wieder offenbar, daß ein ganz tiefer Schacht vom Menschen hinabgeht ins Unergründliche.

Einer juckte die Achseln, und da sahen ihn die anderen an; er sagte: Mag sein, mag nicht sein; Kinder, was soll uns das? Wir gehen kämpfen, wir gehen schießen; worauf es ankommt, ist, daß wir's gut machen! Kinder, wenn wir vielleicht in der Nacht alarmiert werden und losrennen, was soll uns das dann?

In der Ecke, im Dämmer, saß einer, der sagte jetzt herüber: Aber du rennst doch los, Kamerad, und rasch! Nicht? Und dabei hast du ganz gewiß nicht die Stimmung, als wenn du zu Hause mor-

gens an deine Arbeit gehst; dir ist anders! Aber du hast darin recht, es kommt auf die Worte nicht an. Aber die anderen haben auch recht, denn sie haben's nicht bloß mit den Worten, sondern wollen sich klar werden; Kinder, ihr müßt euch nur verstehen . . .

Schön. Also weiter, sagte der erste. Zu Hause haben Menschen im Anblick des Völkermordens an der Menschheit verzweifelt; haben gesagt: wo ist Gott, wenn er dies zuläßt? Oder: was würde Christus dazu sagen? Oder: die „Christenheit“ ist bankrott. Nun möchte ich hier mal fragen: kann man so fragen, wenn man mit draußen ist? Kann einer von euch so fragen?

Keiner konnte es. Sie schwiegen alle.

Nach einer Weile sagte einer: Die so denken, gehen davon aus, daß sie sich Christus nicht denken können, wie er in einem Heer steht und mitkämpft . . .

Das können wir auch nicht, sagte der erste. Aber sind wir denn keine Christen, wenn wir doch kämpfen? Christus kämpft nicht mit; das liegt nicht auf seinem Weg. Er tut — anderes . . .

Er hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagte die Stimme aus der Ecke.

Ganz recht, so hat er gesagt, aber ein paar Tage vorher hatte er die Krämer aus dem Tempel geschmissen, hatte er auf die Pharisäer und Schriftgelehrten hingewiesen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt; aber er hat nicht gelehrt, daß das Weltleben überhaupt unnötig und sündhaft sei. Der Mensch muß sein Leben in der Welt leben; er ist da, sie, die Welt, ist da. Man tut das Notwendige . . .

Und was würde er tun? Jetzt? Hier?

Er? Kurz vor dem Tod hat er gesagt: Ich bin nicht gekommen, zu richten, sondern die Welt selig zu machen. Was er tun würde? Wer kann das sagen? Vielleicht die Hände auflegen, helfen und heilen.

Das ist wahr, sagte eine Stimme. Und danach war es einen Augenblick still.

Helfen, heilen, die Hände auflegen — man könnte es so denken. Und doch — wäre das alles, was man von ihm denken könnte?

Ob es alles wäre? Jedenfalls etwas ganz Wesentliches seiner Sendung — wenn man denken könnte, daß er seine Sendung heute wiederholte. Die Menschen hatten seine Liebe und sein Mitleid. Und wenn sein Reich nicht von dieser Welt war,

so wandelte er doch auf der Welt und hatte teil an Menschen und menschlichem Wesen. Er stand Mensch bei Menschen; aber sein Wesen griff darüber hinaus in eine Sphäre, die die Menschen noch nicht hatten; vielleicht auch noch nicht haben . . .

Immerhin — man ahnt es doch; was es war und sein mußte; ahnt auch, aus dem Gegenwärtigen sollte sein Reich aufsteigen; so daß sein Reich nicht als Gegensatz zu Welt und Mensch gefühlt war, sondern als etwas, das drüber hinaus geht. Aber der Weg des Menschen dahin ist lang.

Sehr lang. Eben darum aber: sollte ihm das verborgen gewesen sein? Während wir es wissen? Er ist nicht anders zu denken als gütig und weise; er ist nicht anders zu denken als mit einem großen Mitgefühl mit allem, was leidet . . . Und es ist vieles, was leidet in dieser Zeit. Er wird nicht richten wollen, er wird helfen wollen. So wird er dort sein, wo liebevolle Hände sich an Wunden Leibes und der Seele legen . . .

Dennoch — dennoch — könnte man seine Gestalt sehen, sein Antlitz; aber so, daß man unzweifelhaft und überzeugt wüßte: ja, er ist es, so wie er in unserem geheimen Traum stand? Kann ihn einer so zeigen, daß man weiß und fühlt: ja, er ist's?

Das konnte natürlich niemand; und sie schwiegen. Bis einer sagte: Was braucht es der Gestalt und des Gesichts; sein Wesen ist . . . Kraft; das könnte uns genügen. Wenn er vorüber ginge in der Dämmerung, etwa um im Feld suchen zu gehen, ob wo noch einer röchelt und ungeborgen liegt; oder wenn er in der Schlacht zwischen unseren Reihen wäre, aufzufangen in seinen Armen, die fallen, hinwegzutragen, die getroffen sind — würden wir ihn erkennen? Würden wir die Zeit, die Energie finden, auf ihn zu achten? So wäre zu denken, daß er zwischen uns wäre, da oder dort und . . . wir wüßten es nicht . . .

O, sagte einer und legte die Hand auf die Augen. Er meinte wohl, daß dies ein furchtbarer Gedanke sei. So verstand es wenigstens der andere, denn er sagte: Das ist kein so furchtbarer Gedanke; er würde einen jeden von uns wohl verstehen, wenn wir notwendiges Werk tun, und solange wir dies Werk tun, ihn nicht sehen, da die größte Sorge sein muß, so lange wir kämpfen, wie man gut schieße . . .

Er würde ja auch dann wissen, wenn es so ist, warum wir kämpfen; daß wir um das Leben kämpfen; nicht der einzelne für seines, sondern alle für das aller. Alle für das, was ihnen gemeinsam groß ist.

Ja, er würde es verstehen. Und er könnte nicht finden, daß wir darum keine Christen wären.

Gewiß nicht.

Ich komme darauf zurück, sagte die Stimme in der Ecke, seit seine Gestalt dahinschwand (er starb ja auch für etwas, das er über sich stellte), ist er Kraft, die durch die Zeiten wirkt. Mal mag es einem gelingen, in einer Gestalt ihn zu sehen — das Wesentliche ist die Kraft, die er ist und wirkt. Und es mag sogar sein, daß sie in Menschen ist, und sie wissen es kaum . . .

Hier war wieder Stille; man dachte schon daran, sich schlafen zu legen . . . Man saß jetzt ganz behaglich beim trüben Schein und bei der wenigen Glut im Ofen, die aber schon langsam verglomm . . .

Danach klopfte es; und dann trat jemand ein. Es war der Regimentsarzt. Er suchte nach einem leidlichen Raum für eine Reihe Verwundeter, die spät auf dem Feld noch aufgelesen waren. Vor der Tür standen Leute vom Roten Kreuz und Sanitäter. Das Zimmer wäre schon recht, meinte er; auch sei es ja gewärmt. Die Männer nickten. Päckten schweigend auf, Tornister, Gewehr, und gingen ein anderes Unterkommen suchen, wie schwer es auch sein mochte. Fanden auch noch einen leeren

Stall, ein wenig Stroh und Heu, trocken hinein und schliefen danach ein.

Träumten vielleicht noch gar von Heimat oder was sonst die Welt schön erscheinen läßt . . .

Und in das lastende Schweigen der Nacht sprach einer aus dem Traum: Er ist Kraft, die über unsere Zeit- und Raummaße hinausgeht; der Weg des Menschen zu seiner Höhe und Tiefe ist lang; aber er weiß, wir sind nicht wider ihn . . . im Gegenteil . . .

Aber niemand hörte die Worte mehr . . .

N a c h g e s a n g

Da Christus sprach: „Mein Reich ist nicht
Von dieser Welt“, stand er (doch ganz allein)
In Sturm und Loben dieser Welt. Sein Angesicht
War blaß; und Tropfen Bluts hingen im Schein
Der Morgensonne an der Stirn ihm. Und
Er sprach sein Wort; und danach schwieg sein Mund.

Er liebte drum die Welt nicht weniger
Als Menschen sie sie liebten . . . Und er sah
Die Schönheit aller Dinge; nur daß er
Auch tiefer sah und wußte: Viel zu nah
Ist noch der Mensch sich selbst — er muß die Sterne
Entdecken und den Himmel und des Gottes Ferne . . .

Mein Reich ist nicht von dieser Welt.
Doch will ich „diese Welt“ drum nicht verneinen,
Sie nicht zernichten . . . Doch: vom Himmel fällt
In sie der Glanz und überirdisches Scheinen!
Fällt rein und selig aller Sterne Glühn
Herab — daß Menschenherzen lernen: auch zu blühn.

Mein Reich ist, wo der Menschen altes Herz,
Das wie ein Stein so hart im Blute lag,
In Liebe weich wird, wo Schicksal und Schmerz
Das Lächeln lernen in den neuen Tag.

Mein Reich ist, wo der Mensch aus Schmach und Not
 Aufsteht und auf sich nimmt ein neu Gebot;

Gebot des Gottes: Ihr sollt Raum mir geben
 In eurer kleinen Zeit; die Ewigkeit
 Will bei euch sein, in euren Tagen leben —
 Will euch erheben: über das Schicksal weit . . .
 Allda, wo Menschen das verstehen, ist
 Das neue Reich und ist der Geist des Christ . . .

Auch da, wo Menschen ganz sich dem Geschick
 Und der Notwendigkeit der höhern Dinge
 Hingeben, wird die größte Liebe, größtes Glück
 Sein; wird sie tragen der Begeisterung Schwinge.
 Wo sich der Mensch so ganz vergessen kann,
 Daß er des andern stirbt, da fängt es an,

Fängt an das Reich, davon ER sprach . . .
 Als ihn Pilatus fragte: Was der Sinn
 Von seiner Sendung sei! Als ihn die Schmach
 Bespie . . . Und er nahm alles hin
 Und sagte nichts . . . und sah nur weit hinaus
 In stille Ewigkeit des Himmelblaus.

*

Wir wissen nun: sein Reich ist nicht
Von dieser Welt. Und doch will er die Welt,
Will er die Menschen nicht verneinen. Denn sein Licht
Und seiner Worte Glanz hat ja die Welt erhellt.
Denn er ist gütig. Und noch aller Menschen Fehle
Versteht des Christ gottgüt'ge große Seele.

Und wenn der Lärm der qualzerriss'nen Erde
In seine Stille hallt — er weiß, daß wir
Nicht von der Sehnsucht lassen, und daß wir
Begehren, daß uns reinen Lebens Schönheit werde,
Und daß wir suchen bis wir einst gefunden
Des großen Friedens traumerfüllte Stunden.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt.
Aber daß diese Welt einmal Sein werde:
Ist unser Ziel. Wir sind hinein gestellt
In Kampf und Zweifel, Schicksal dieser Erde —
Bis daß die Liebe und der Geist des Christ
Die Welt befrein und Zeit erfüllet ist.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Jesus als Kind I	5
Jesus als Kind II	17
Von der Erkenntnis Gottes	29
Am See	53
Legende von der schönen Torheit	63
Jesus erzählt den Kindern	87
Maria (Verkündigung)	97
Maria oder die Tragödie der Mutter	107
Das Glück ist Christus	131
Im Angesichte der Nacht	141
Ausgleich	145
Palmsonntag	153
Karfreitag	169
Jesus und die Blinde	175
Die Lehre vom Stall	187
Der Schlaf Jesu	207
Jesus schreitet über das Meer	225
Christus schläft unter dem Kreuz	241
Die Mutter	251
Legende aus der Zeit	263

	Seite
Anhang	273
<u>Die Heimkehrlegende</u>	<u>275</u>
<u>Weltliche Legende</u>	<u>291</u>
<u>Das Märchen von der Hölle</u>	<u>299</u>
<u>Das Gesicht Christi</u>	<u>311</u>
<u>Nachgesang</u>	<u>321</u>

Karl Röttgers
dichterische Werke:

Wenn deine Seele einfach wird, Gedichte.

Mark 2. —

Lage der Fülle, Gedichte. Mark 2. —

Die Lieder von Gott und dem Tod, Gedichte.

Geh. Mark 2.50, geb. Mark 3.50

Christuslegenden. Geh. Mark 4. —, geb.

Mark 5. —

Der Eine und die Welt, Legenden.

In Vorbereitung:

Die Allee,

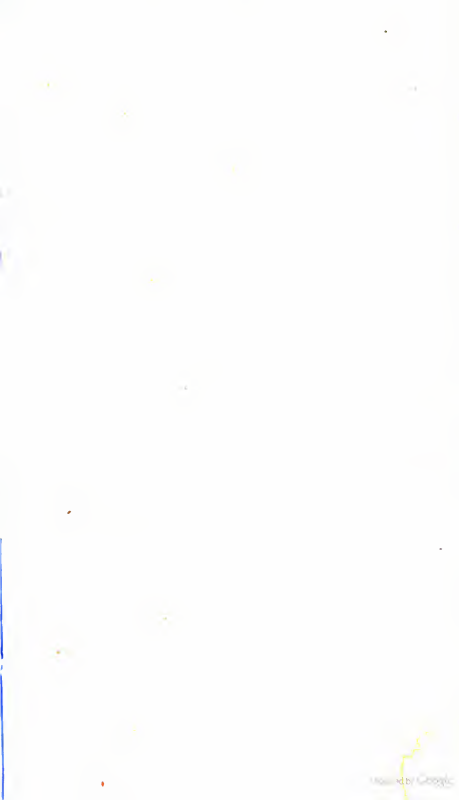
Novellen

und

Die Flamme,

Essais.

Dieses Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München in der Druckerei von Mäncke und Zahn in Rudolstadt hergestellt. 25 Exemplare wurden auf acht van Gelder abgezogen und in der Presse numeriert.





Princeton University Library



32101 066462548

